

# NUTZUNGS MANAGEMENT IM ÖFFENTLICHEN RAUM

Basel  
Luzern  
Schaffhausen  
St.Gallen  
Winterthur  
Zürich

Lucerne University of  
Applied Sciences and Arts

**HOCHSCHULE  
LUZERN**

Technik & Architektur  
Soziale Arbeit

## **Bericht Fallstudien Basel, Luzern, Schaffhausen, Winterthur, Zürich**

Barbara Emmenegger, Monika Litscher, Flavia Caviezel

# **Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum**

## **Bericht Fallstudien**

### **Basel, Luzern, Schaffhausen, Winterthur, Zürich.**

(Die Pilot-Fallstudie St. Gallen liegt in einem separaten Bericht vor)

Barbara Emmenegger, Monika Litscher, Flavia Caviezel

Januar 2009

Projektteam „Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum“  
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Emanuel Müller (Leitung),  
Flavia Caviezel  
Barbara Emmenegger  
Monika Litscher  
Tom Steiner

|            |   |           |
|------------|---|-----------|
| <b>1</b>   | <b>EINLEITUNG .....</b>   | <b>5</b>  |
| <b>2</b>   | <b>THEORETISCHE BEZUGSPUNKTE .....</b>  | <b>7</b>  |
| 2.1        | Raumbegriffe und Raumkonzepte   | 7         |
| 2.2        | Öffentlicher Raum   | 8         |
| <b>3</b>   | <b>METHODEN .....</b>   | <b>10</b> |
| 3.1        | Forschung mit verbalen Daten  | 10        |
| 3.2        | Visuelle Forschung  | 11        |
| <b>4</b>   | <b>FALLSTUDIEN.....</b>   | <b>13</b> |
| <b>4.1</b> | <b>Basel</b>  | <b>13</b> |
| 4.1.1      | Räumliche Beschreibung und Einbettung in den städtischen Kontext                              | 13        |
| 4.1.2      | Vorgehen  | 16        |
| 4.1.3      | Allgemeine Eindrücke zum Rheinbord und dessen Nutzung   | 18        |
| 4.1.4      | Fallspezifische Folgerungen   | 26        |
| <b>4.2</b> | <b>Luzern</b>   | <b>27</b> |
| 4.2.1      | Räumliche Beschreibung  | 27        |
| 4.2.2      | Vorgehen  | 30        |
| 4.2.3      | Allgemeine Eindrücke zur Ufchötti und deren Nutzungen   | 32        |
| 4.2.4      | Bezug zur fallspezifischen Fragestellung  | 41        |
| <b>4.3</b> | <b>Schaffhausen</b>   | <b>42</b> |
| 4.3.1      | Räumliche Beschreibung und Einbettung: Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut                        | 42        |
| 4.3.2      | Vorgehen  | 45        |
| 4.3.3      | Allgemeine Eindrücke zur Schulhausanlage Hohberg/Kreuzgut und deren ausserschulischen Nutzung | 47        |
| 4.3.4      | Fallspezifische Folgerungen   | 55        |

|                       |  |           |
|-----------------------|--|-----------|
| <b>4.4</b>            | <b>Winterthur</b>  | <b>56</b> |
| 4.4.1                 | Räumliche Analyse: Stadtpark / Stadtgarten Winterthur  | 56        |
| 4.4.2                 | Vorgehen   | 61        |
| 4.4.3                 | Winterthurer Stadtpark: Fallbeschreibung entlang den wichtigsten Themen aufgrund der Befragungen und Beobachtungen | 62        |
| 4.4.4                 | Fallspezifische Folgerungen  | 68        |
| <b>4.5</b>            | <b>Zürich</b>  | <b>69</b> |
| 4.5.1                 | Räumliche Beschreibung   | 69        |
| 4.5.2                 | Vorgehen   | 74        |
| 4.5.3                 | Allgemeine Eindrücke und Nutzungen der drei Raumeinheiten  | 76        |
| 4.5.4                 | Bezug zur fallspezifischen Fragestellung   | 88        |
| <b>LITERATUR.....</b> |  | <b>89</b> |

# 1 Einleitung

Mit diesem Bericht zu den Fallstudien werden die fallspezifischen Auswertungen als Teil des Projekts „Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum – Strategien und Instrumente für den Umgang mit Nutzungskonflikten im öffentlichen Raum“ vorerst abgeschlossen. Das KTI-Forschungsprojekt läuft noch bis Sommer 2009, der Abschlussbericht wird auf Herbst 2009 anvisiert. Im Projekt untersucht die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit zusammen mit den sechs Partnerstädten Basel, Luzern, Winterthur, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich den aktuell bestehenden Umgang mit öffentlichem Raum. Der Verlauf des Projekts erfolgt entlang dreier Phasen:

- Phase I: Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen den am Projekt beteiligten Städten zu Bewilligungsverfahren, Regulierungen, Kampagnen im öffentlichen Raum (Best Practice).
- Phase II: Empirisch angelegte Fallstudien an konkreten öffentlichen Stadträumen der sechs Partnerstädte mittels qualitativer und interpretativer Sozialforschung.
- Phase III: Gezielt lancierter Diskurs um die Rolle und Bedeutung öffentlicher Stadträume.

Divergierende und konfligierende Nutzungen und Ansprüche in urbanen öffentlichen Räumen machen deren Management für Verwaltung und Politik zu einer komplexen Aufgabe. Ziel des Projekts „Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum“ ist es zu Erkenntnissen zu gelangen, die einerseits zu kurzfristigen Verbesserungsmassnahmen, andererseits zu einer längerfristigen Veränderung im Umgang mit dem öffentlichen Raum führen. In diesem Zusammenhang ist vor allem die Frage, welche Funktion und Bedeutung der urbane öffentliche Raum heute hat, und was sich für die zukünftige Nutzung und Gestaltung angesichts des gesellschaftlichen Wandels ableiten lässt, von besonderer Relevanz.

Die hier dargelegten Ergebnisse der empirisch angelegten Fallstudien verweisen auf die Eigenlogiken der konkreten Räume der sechs Partnerstädte. Es wird ein vertiefter Einblick in die jeweiligen Aneignungsmechanismen, Nutzungsformen und Wahrnehmungsmuster gegeben und auf Interdependenzen auch bezüglich struktureller resp. baulich-gestalterischer Bedingungen des Raums und der Handelnden hingewiesen. Die hier dargestellten Ergebnisse werden, an dieser Stelle vorerst nur punktuell, in einen grösseren gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt, mit theoretischen Bezügen verknüpft und auffällige Aspekte der einzelnen Fälle verglichen.

In dieser zweiten Projektphase der Fallstudien gilt das Erkenntnisinteresse einzelnen Aneignungsformen im öffentlichen Raum, der Gesamtheit der Einflüsse unterschiedlicher Nutzungen und einzelner Massnahmen am Beispiel konkreter Erfahrungen in Untersuchungsräumen der Partnerstädte. Folgende Fragestellungen liegen den Fallstudien zugrunde:

- Welche Formen von Raumaneignungen und Raumnutzungen finden statt?
- Wie beeinflussen sich die unterschiedlichen Nutzungen (Aneignungen und Verdrängungen)?
- Wie hängen die Raumaneignung, die Raumnutzung, die Raumwahrnehmung und der gebaute Raum zusammen?
- Welche Auswirkungen haben Interventionen und Gestaltung auf die unterschiedlichen Nutzungen und Problematiken?
- Lassen sich die Erkenntnisse auf andere Räume übertragen?

In den hier dargestellten fünf Fallstudien Basel, Luzern, Schaffhausen, Winterthur und Zürich wurden im Verlauf des Datenerhebungsprozesses fallspezifische Fragen entwickelt und mit bearbeitet. Bei der Studie zum Fall Bahnhofplatz in St. Gallen, die als Pilot-Fallstudie in den Winter- und Frühjahrsmonaten 2008 durchgeführt wurde (der Zwischenbericht liegt in separater Form vor), erfolgte die Datenerhebung mit breiterem Fokus und die Auswertung entlang fünf zentraler Themenstränge.

In diesem Bericht werden sowohl räumliche, sozial- und kulturwissenschaftliche und eine visuelle Analyse der einzelnen Fallstudien dargestellt. Nach Auswahl der jeweiligen Untersuchungsgegenstände – in Absprache mit Verantwortlichen der Partnerstädte und den Projektteams – führte das Forschungsteam zuerst explorative Untersuchungen resp. Begehungen und im Anschluss daran teilnehmende Beobachtungen durch. In einem dritten Schritt folgte die Interviewführung (in Zürich filmisch) oder die Befragung von Raumnutzenden, um ihre subjektiven Sichtweisen und Bedeutungs- und Handlungsmuster zu erfassen. Je nach Fall wurden bestimmte NutzerInnen, Typen bestimmter NutzerInnengruppen oder Szenen, an ausgesuchten Orten oder zu gewählten Zeiten interviewt respektive befragt. Immer mit dem Ziel die Wechselwirkungen von Raumeignungen, Raumnutzungen, Raumwahrnehmungen und des gebauten Raums zu ergründen.

Nach den Analysen des reichlichen Datenmaterials, orientiert an hermeneutischen Verfahren, zeichnet sich ein buntes Bild unterschiedlicher öffentlicher Stadträume. Die einzelnen Räume funktionieren, zwar in dynamischer Weise, keineswegs widerspruchlos oder eindeutig. Zu den zentralen Aspekten, die bei den meisten Fällen zur Sprache kommen, zählen in diesem Zusammenhang die positiv konnotierten Begriffe „Vielfalt“ und „Diversität“. Zum einen wird die Breite der jeweiligen fallspezifischen Nutzungen und Aneignungen beschrieben, zum andern die Unterschiedlichkeit der Raumnutzenden was etwa Altersgruppe, Geschlecht, Herkunft, Milieu und Lebensstilisierung anbelangt.

Diese Vielfalt gilt in der idealtypischen Vorstellung von „öffentlichem Raum“ als wichtige Komponente. Sie wird oft unter dem bisweilen etwas vage gefassten Begriff „Möglichkeitsraum“ gefasst. Angelehnt an Kaltenbrunners Plädoyer für einen Multioptionsraum wird die Qualität des öffentlichen Raums in der Möglichkeit einer vielfältigen Aneignung betrachtet, die nicht in Bahnen enger Funktionen lenkt.<sup>1</sup>

Die herausragenden Raumnutzenden sind sicherlich Jugendliche (bis etwa 25jährige Menschen). Sie eignen sich ihre öffentlichen Räume an, nehmen intensiv am städtischen Leben teil – ob nun zum Ärger der einen oder der Freude der andern. Dominant in ihren alltagssprachlichen Äusserungen zu Nutzungen und Aneignungen öffentlicher Räume, die nicht durch Sport und Spiel oder Bewegung geprägt sind, ist der Begriff „hängen“ respektive „abhängen“. Muri beschreibt aufgrund empirischer Untersuchungen treffend: *„Das „Hängen“ als Freizeitpraxis wird von Jugendlichen bewusst im öffentlichen Raum als eine gegen die vorbei eilenden Erwachsenen eingesetzte Praxis der Zeitnutzung im Sinne der Abgrenzung eingesetzt.“*<sup>2</sup>

### **Aufbau des Berichts**

Im Folgenden wird nach einigen cursorisch skizzierten theoretischen Bezügen zu Raumbegriffen und öffentlichem Raum das methodische Vorgehen umrissen, ehe die einzelnen fallspezifischen Auswertungen folgen. Die Fälle werden erst mittels eines kurzen Abstracts präsentiert; daraufhin wird mit räumlichen Beschreibungen der Untersuchungsgegenstand vorgestellt und in den jeweiligen städtischen Zusammenhang gestellt. Fallspezifische Fragen und die Vorstellung der InterviewpartnerInnen folgen. Das Kernstück der jeweiligen fallspezifischen Auswertung bilden die meist qualitativ-beschreibenden Ausführungen entlang der zentralsten Themen und Tendenzen des jeweiligen Falles. Den Abschluss bilden knappe Folgerungen in Bezug auf die jeweiligen fallspezifischen Fragen.

---

<sup>1</sup> Kaltenbrunner 2006: 47-55.

<sup>2</sup> Muri 2006: 134-135.

## 2 Theoretische Bezugspunkte

Bei allen sechs Fällen konkretisieren sich die Komplexität und Dynamik divergierender Raumaneynungen und Raumnutzungen. Es lassen sich das körperliche und leibliche Handeln und Wahrnehmen der Menschen beobachten und erfassen, Raum und gebaute Umwelt treten nicht in absoluter oder abstrakter Weise in die Untersuchung, sondern sind Bestandteil der Praxis. Sie prägen das menschliche Handeln mit, üben Macht aus und lenken das Wahrnehmen auf subtile und offene Weise in bestimmte Bahnen. Nicht der Raum an sich, sondern die räumlichen Praxen, das sich im Raum Bewegen und Wahrnehmen sind relevant.<sup>3</sup> Der Mensch steht im Zentrum, indem in dynamischen, gesellschaftlichen Räumen, der individuell gelebte Raum - der subjektiv gedacht, gedeutet und aktiv hergestellt ist - untersucht wird. Dessen Produktion und kulturelle Wirksamkeit ist in alltäglichen Lebenswelten zu verorten. Zugleich gelten gesellschaftliche Räume als Ort der kollektiven Wahrnehmung und sozialen Handlungen. Somit können städtische Räume als Repräsentationsraum globaler „sozialer“ Orte verstanden werden.<sup>4</sup>

Gerade an solchen Orten, in solchen gesellschaftlichen Räumen,<sup>5</sup> denen gemeinhin das Attribut „urban“ eigen ist, scheinen sich Raum, Menschen, Dinge und Technik in dynamischer und polyfunktionaler Weise zu vermengen.

Im Folgenden werden einzelne wenige, ausgewählte, zentrale theoretische Bezugspunkte und Prämissen für die Fallstudien und das Projekt „Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum“ vorgestellt. Dazu zählen Begriffe und Konzepte zu **Raum** und Ansätze zu **öffentlichem Raum**.

### 2.1 Raumbegriffe und Raumkonzepte

Grundlegend für die Anlage dieses Untersuchungsvorhabens ist ein relationaler und relativistischer Raumbegriff. Demnach wird Raum immer sozial produziert und gilt als sozialer, gesellschaftlicher Raum. Massgeblicher Ausgangspunkt bildet etwa die Raumtheorie von Martina Löw (2001). Sie geht der Frage nach, wie sich die Materialität der Räume und die mentale Konstruktion von Räumen verknüpfen lassen, verfolgt einen handlungstheoretischen Ansatz und versucht die Dualität von Handlung und Struktur auf Raum zu übertragen. Von verschiedenen Sozial- und Kulturwissenschaftlerinnen werden unterschiedliche, bestehende sozialräumliche Denktraditionen und Perspektiven der Raumvorstellung verknüpft und weiterentwickelt. Häufig wird dabei auf Lefèbvres (marxistisch) geprägten Raumbegriff (1974) zurückgegriffen.<sup>6</sup> Demnach wird Raum immer sozial produziert und gründet auf physisch-geographischen Räumen. Diesen liegen die zwei grundlegenden Dimensionen – des individuell gelebten Alltags-Raums zum einen und des gesellschaftlichen Raums zum andern zugrunde. Aufbauend auf Lefèbvre entwickelt Rolshoven (2003) die Raumtriade, wo gelebter, gebauter und wahrgenommener Raum<sup>7</sup> in dynamischer Verbindung interagieren. In Anlehnung daran gilt es auch in der Empirie, Raum als Handlung, als Vorstellung und als alltägliche, lebensweltliche Praxis zu begreifen und in unterschiedlichen Dimensionen und auf verschiedenen Ebenen anzuerkennen. D. h. der städtische Raum ist somit als konkreter oder auch materieller Ort der Erfahrung, der Alltagspraxis, der Wahrnehmung und Aneignung zu betrachten und mit dem Konzept von Raum oder der Stadt-Idee als solcher und ihrer

---

<sup>3</sup> Vgl. Lefèbvre 1991.

<sup>4</sup> Kaschuba 2000: 1-2.

<sup>5</sup> Vgl. Läßle 1991.

<sup>6</sup> Vgl. Löw 2001, Rolshoven 2003/1.

<sup>7</sup> Mit gelebtem Raum ist räumliche Praxis, mit gebautem Raum sind die Repräsentationen von Raum, die abstrakte Konzeptualisierung und mit wahrgenommenem Raum, der Raum der Repräsentationen, der gesellschaftlich gelebte Raum gemeint.

Repräsentation in Imaginationen und Bildern, im jeweiligen Kontext (historisch, lokal, global) zusammen zu denken.<sup>8</sup>

## 2.2 Öffentlicher Raum

Öffentlich nutzbare Stadträume gelten als raumzeitliche Handlungsrahmen mit sozialer und kultureller Ordnung, als Erfahrungs- und Wahrnehmungsräume und als Orte der Integration und Diversität.<sup>9</sup> Ihre Nutzerinnen und Nutzer kommunizieren und interagieren darin, sie produzieren bestimmte soziale und kulturelle Praxen. In diesen gesellschaftlichen Räumen „überlagern sich verschiedene gleichzeitige „Öffentlichkeiten“, Schichten der Nutzung, der Perspektiven und Bedeutungen, die dem Raum durch die kulturelle Produktion seiner Bewohner und Bewohnerinnen gegeben werden.“<sup>10</sup>

Einigkeit über die Vorstellung und Bedeutung von „öffentlichem Raum“ herrscht in der Fach- und Forschungsliteratur keine. Jedoch sind Bilder zum Untersuchungsgegenstand dominant, die meist in der Vergangenheit verhaftet und von idealisierten Vorstellungen geprägt sind. Es sind Vorstellungen von öffentlichen Räumen, die, sei es im politischen, gesellschaftlichen oder kulturellen Sinn, als kollektive Erfindung gelten.

Verweisen wird in diesem Zusammenhang etwa auf Bahrtdt,<sup>11</sup> der betont, dass gesellschaftliche Voraussetzung für Öffentlichkeit eine „unvollständige Integration“ sei. D. h. in der Öffentlichkeit herrsche idealerweise ein gewisser Grad an Offenheit sozialer Intentionalität, weil dort zwar bestimmte Regeln gelten, diese aber nicht bis ins Details bindend definiert sind. Die freie Vielfalt blossen Verweilens, unverbindlicher Kontaktaufnahmen, Selbstdarstellung, identitären Aushandelns verschiedener Inhalte und Veranschaulichung politischer Auseinandersetzungen und gesellschaftlicher Stimmungen in möglichst multifunktionalen, öffentlichen Räumen nennt Bahrtdt in diesem Zusammenhang treffend „Rendezvous der Gesellschaft mit sich selbst“ und macht damit die Notwendigkeit von Öffentlichkeit deutlich.<sup>12</sup> Der öffentliche Raum bietet somit das Übungsterrain für „urbane Kompetenz“<sup>13</sup> und die Möglichkeit genussvoller Freude an der Vielfalt des urbanen Daseins.

Nebst dem Zusammentreffen von Fremden oder Gleichgesinnten als zentralem Prinzip des öffentlichen Raums, da somit etwas Gemeinschaftliches zum Ausdruck kommt, wird der öffentliche Raum zudem von einem Kollektiv getragen. Bisweilen wird vom öffentlichen Raum auch als einer Markierung gesprochen, wo über persönliche und ökonomische Interessen hinaus kollektive, politische Prozesse transparent entwickelt werden und alle sich beteiligen können.<sup>14</sup>

Sein normatives Ideal hat der öffentliche Raum wohl nie erfüllt. Er ist immer auch ein exklusiver Raum. Sarah Zukin hat treffend und gerade in Anlehnung an historisch geprägte und idealisierte Begriffe verdeutlicht, dass Nutzungskonflikte, Ein- und Ausschluss gewisser Bevölkerungsgruppen im städtischen Raum seit jeher vorkommen. „Der Zugang von Juden, Prostituierten und nationalen Minderheiten zum öffentlichen Raum war in der Geschichte immer beschränkt. Die Geschichte der modernen Stadt kann in der Tat als kontinuierlicher Kampf um Zugang und Ausschluss vom öffentlichen Raum beschrieben werden.“<sup>15</sup>

---

<sup>8</sup> Rolshoven 2003: 211, Wildner 2003: 59.

<sup>9</sup> Muri 2006: 121-145.

<sup>10</sup> Reiners/Malli/Reckinger 2006: 26.

<sup>11</sup> Bahrtdt 1974/1: 63.

<sup>12</sup> Bahrtdt 1974/2: 35.

<sup>13</sup> Glasauer 2005: 212ff. Befähigung den öffentlichen Räumen mit der Perspektive des möglichst geringen Risikos zu nutzen.

<sup>14</sup> Fraser 1999: 109-142.

<sup>15</sup> Zukin 1998: 33.

Ob der Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit des öffentlichen Stadtraums heute grösser oder kleiner ist als etwa im 19. Jahrhundert scheint wenig relevant, von Bedeutung ist jedoch, dass sich das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit in der Stadt laufend wandelt und zwar in allen Dimensionen. Es stellt sich daher die Frage, inwiefern Norm und Realität voneinander abweichen, denn „das normative Ideal des öffentlichen Raums fällt nur in seiner Utopie mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit zusammen.“<sup>16</sup>

Ebenfalls unter den Vorzeichen dieser Abweichung lässt sich zudem festhalten, dass sich in öffentlichen Stadträumen gesellschaftliche Diskurse widerspiegeln und lokale Interessenskonflikte sowie international wirkende Trends machtvoll und subtil zum Ausdruck kommen. Der urbane öffentliche Raum wird somit als Verhandlungsraum sowohl materiell als auch diskursiv umkämpft. Er wird von heterogenen Szenen<sup>17</sup>, Gruppen und Teilöffentlichkeiten hergestellt, benutzt und verhandelt. „Dieses kontinuierliche Aufeinandertreffen und Aushandeln unterschiedlicher Interessen und Wertvorstellungen, von – auch widersprüchlichen – Bedeutungszuschreibungen, ist das, was öffentliche Räume ausmacht. In diesem Sinne ist die Existenz des öffentlichen Raums auch ein zentrales Merkmal und eine Voraussetzung für das Städtische.“<sup>18</sup>

---

<sup>16</sup> Siebel/Wehrheim 2003: 9.

<sup>17</sup> Unter dem Begriff „Szene“ werden flüchtige Netzwerke, vor allem der Freizeit verstanden. Sie zeichnen sich durch eine eher lose Zugehörigkeit und flexible Bezugspunkte aus. Szenen sind Gesinnungsgemeinschaften für Interessen, Neigungen und Projekte. Ein szenetypischer Gebrauch von Symbolen, Zeichen, Ritualen und Angeboten an Deutungsmustern ist den kommunikativen und interaktiven temporären Gesellungsformen inhärent. Szenen dienen der sozialen Verortung und manifestieren sich als so genannte Inszenierungsformen. Die Mitgliedschaft ist aufgrund fehlender Sanktionsinstanzen und -mechanismen jederzeit kündbar. Somit sind Szenen eher labile Gebilde. Durch eine schwache kollektive Verbindlichkeit und ein eher schwaches Gemeinschaftsgefühl erhöht sich die grosse Bedeutung von Szenetreffpunkten. Dort wird die Szenekultur reproduziert und das subjektive Zugehörigkeitsgefühl der Szenemitglieder manifestiert. Vgl. Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001.

<sup>18</sup> Wildner 2003: 1-2.

## 3 Methoden

### Allgemeines Vorgehen – Sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung

In den sechs Partnerstädten wurde je ein konkreter gesellschaftlicher Raum als Fallstudie untersucht. Ziel der qualitativ angelegten Fallstudien in den sechs Städten ist es, ein möglichst ganzheitliches Bild städtischer Wirklichkeiten zu zeichnen. In diesem Zusammenhang werden für die qualitative Forschung im Wesentlichen verbale und visuelle Daten verwendet<sup>19</sup>

Verbale Daten werden zum einen aus Interviews gewonnen. Zum anderen werden die Begehungen und die teilnehmenden Beobachtungen in schriftlichen Protokollen festgehalten, so dass auch diese Erhebungsmethoden in verschriftlichten, das heisst verbalen Daten münden, die als Text analysiert werden können. In allen sechs Fallstudien wurden verbale Daten über Interviews, Begehungen und teilnehmende Beobachtungen generiert. Zusätzlich wurde in den zwei Städten St. Gallen und Zürich mit visuellen Daten gearbeitet.

Der gewählte qualitative und interpretative Ansatz beschäftigt sich mit der Konstruktion von Wirklichkeiten und zwar denjenigen, die vor Ort angetroffen werden und den subjektiven Sichtweisen der jeweiligen InterviewpartnerInnen. Es geht in diesen Fallstudien nicht darum, quantifizierbare Aussagen machen zu können, sondern die Realitäten als interpretierbar aufzufassen und Bedeutungszuweisungen zu diskutieren. Die Kombination verschiedener Methoden unterstützt dabei, dass möglichst viele für das Untersuchungsobjekt relevante Dimensionen erfasst werden können.

In allen Fallstudien der sechs Partnerstädte wurden dieselben Herangehensweisen angewendet und entlang des im Folgenden beschriebenen Vorgehens schrittweise Daten erhoben.

Das Forschungs-Setting der Fallstudien unterteilt sich in drei Phasen.<sup>20</sup>

1. **Deskriptive resp. explorative** Phase: Sie dient zu Beginn der Forschung der Orientierung im Feld. Die Ergebnisse sind unspezifische Beschreibungen. Dadurch wird die Komplexität des Untersuchungsfeldes reduziert, um später konkretere Fragestellungen und Perspektiven zu ermöglichen.
2. **Fokussierte** Phase: Sie verengt die Perspektive zunehmend auf die für die Fragestellung relevanten Prozesse.
3. **Selektive** Phase: Gegen Ende des Forschungsprozesses dient sie dazu, weitere Belege und Beispiele für die im zweiten Schritt gefundenen Typen von Verhaltensweisen oder Abläufen zu finden.

#### 3.1 Forschung mit verbalen Daten

In allen sechs Städten beginnt die Fallanalyse mit offenen, explorativen Begehungen und Beobachtungen als eine erste intensive Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsgebiet. Das Begehen des Untersuchungsgebietes, das Beobachten, Zuhören, Riechen, sich Treiben lassen ist als erster Schritt der Datenerhebung der Versuch, den Raum zu erfassen. Es wird Zeit vor Ort verbracht, um die unterschiedlichen Stimmungen und Nutzungen aufnehmen zu können. Zu verschiedenen Tages- und Wochenzeiten wird das Feld beschrieben und interessierende Merkmale werden in Protokollen festgehalten. Die Analyse der Begehungsprotokolle ermöglicht das Festhalten einiger wichtiger Themen, die im Untersuchungsfeld virulent sind. Eine erste Fokussierung auf die konkreteren Fragestellungen und Perspektiven sowie die genauere Festlegung des Untersuchungsperimeters der Fallstudien können somit vorgenommen werden.

Auch der zweite Schritt gilt den Beobachtungen vor Ort, jedoch mit einem fokussierteren Blick auf die spezifische und konkrete Fragestellung. Die Beobachtung im Feld richtet sich an den bisherigen Erkenntnissen aus. Die Analyse der Protokolle der teilnehmenden Beobachtung verdichtet den Fokus auf die fallspezifischen

---

<sup>19</sup> Vgl. Flick 2005: 28ff.

<sup>20</sup> Vgl. Flick 1996: 158-159.

Fragestellungen. Diese bilden zusammen mit den theoretischen Bezugspunkten und der forschungsleitenden Fragestellung die Grundlage für die Auswahl der weiteren Befragungsmethoden und der visuellen Herangehensweisen, die inhaltliche Ausrichtung der Interviewleitfäden und die Auswahl der InterviewpartnerInnen. An dieser Stelle unterscheidet sich das Vorgehen teilweise in den einzelnen Städten.<sup>21</sup>

In Winterthur werden mit einem halbstandardisierten Fragebogen 50 NutzerInnen des Stadtparks in einem ca. 20 Minuten dauernden Interview befragt. Zusätzlich wird in Winterthur eine räumliche Analyse des historisch gewachsenen Stadtparks erstellt.

In Zürich werden vier unterschiedliche NutzerInnentypen des Untersuchungsraums festgelegt. Mit Raumnutzenden, die je einem dieser vier Typen entsprechen, wird je ein längeres filmische Interviews geführt.<sup>22</sup> In Basel, Schaffhausen und Luzern werden mit unterschiedlichen Raumnutzenden Interviews geführt, wobei entsprechend der fallspezifischen Fragestellung auf ausgewählte NutzerInnengruppen fokussiert wird. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen und die Festlegung der Anzahl Gespräche erfolgt im Sinne eines „theoretical sampling.“<sup>23</sup> In Luzern und in Schaffhausen werden Einzel- und Gruppeninterviews durchgeführt. In Basel und in Zürich sind es in der Regel Einzelinterviews. Bei je zwei der Interviews in diesen Städten waren zwei Personen beteiligt. Alle diese Gespräche werden mit Hilfe eines offenen Leitfadens geführt. Die Transkripte der Audiodateien der Interviews bilden die Textgrundlage für die Auswertung. Im Gegensatz zu den Beobachtungsprotokollen erlauben die Transkripte der Interviews einen Einblick in die subjektiven Sichtweisen und die Lebenswelten der Interviewten. Alle Textgrundlagen wurden entlang hermeneutischer Grundsätze analysiert. Die sich aus der Analyse herauskristallisierenden wichtigsten Themenbereiche werden für die einzelnen Untersuchungsräume in qualitativ-beschreibender Weise dargestellt.

### 3.2 Visuelle Forschung

Die Methodik der visuellen Forschung in St. Gallen ist detailliert im separaten Bericht „Pilot Fallstudie St. Gallen“ beschrieben worden.

Für die Fallstudie Zürich ist in der visuellen Forschung mit qualitativen Methoden der Sozialwissenschaften/Visuellen Anthropologie (teilnehmende Beobachtung, semi-strukturierte filmische Gespräche) gearbeitet worden. Anders als in der Pilotstudie St. Gallen hat eine Annäherung an die Nutzenden des öffentlichen Raumes durch filmische Gespräche stattgefunden. Inmitten des Geschehens wurde mit der Kamera die Szenerie auf den Strassen und Plätzen zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten beobachtet. Ähnlich wie in der Pilotstudie sind ergänzend Aufnahmen aus der Vogelperspektive auf den Turbinenplatz entstanden, die einen Überblick aus der Distanz auf die Mittagsnutzung gewähren.

Für die Videoarbeit haben sich aus der Analyse der Beobachtungsprotokolle und filmischen Gespräche die Themen Atmosphäre, Tempo/Passagen, Industrieromantik/-kritik sowie (gestalterische) Veränderungsmöglichkeiten im untersuchten Perimeter herauskristallisiert. Video und Fallstudientext funktionieren dialogisch: Grösstenteils werden dieselben Themen aufgegriffen, teilweise überschneidend, jedoch unter je unterschiedlichen Gesichtspunkten. Ausgeschöpft werden auch die den beiden Medien eigenen Stärken, so dass eine Verdichtung bei den spezifisch behandelten Themen erfolgen kann.

Ein zentraler Bestandteil der Videoarbeit ist die Wahl der Montagetechnik. Ausgangspunkt war die Idee, eine Verdichtung der dokumentarischen Materialien durch Überlagerungen, Doppel- und Mehrfachblenden zu erreichen, „ein Neben- und Übereinander von Bildern, Texten und Tönen, die zueinander in Bezug stehen, sich

---

<sup>21</sup> Zum methodischen Vorgehen der Fallstudie St. Gallen vgl. separaten Bericht: Pilot Fallstudie St. Gallen.

<sup>22</sup> Zur visuellen Methode siehe weiter unten.

<sup>23</sup> Vgl. Glaser/Strauss 1998.

ergänzen, und/oder gegenseitig infrage stellen, sich aneinander reiben.“<sup>24</sup> Diese sog. offenen Filmformen ermöglichen ein Mitdenken, eine aktive Rezeption: der evozierende<sup>25</sup> Charakter gibt Gelegenheit, eigene neue Gedanken zu fassen.<sup>26</sup>

Aus der teilnehmenden Beobachtung vor Ort sind verdichtete kurze Texte entstanden, die über die Bildmontagen eingeblendet werden. Sie dienen, ähnlich wie Zitate aus der Theorie, der Reflexion und des Perspektivenwechsels: Indem sie die Positionen und Involviertheit der Autorinnen repräsentieren, stehen sie ergänzend neben den Aussagen der ProtagonistInnen. Durch die Verbindung von Poesie und Theorie, von Kunst und Wissenschaft wird Theorie sozusagen visualisiert. Gleichzeitig relativiert diese Montageform die stets noch vorherrschende Prämisse der sog. „talking heads“ (sprechende Köpfe) als RepräsentantInnen von „Wahrheit“ – entgegen dem Credo filmischer Bewegungen wie dem Direct Cinema der 1960er Jahre, eine rein beobachtende Position einnehmen zu können, im Glauben, dass die vorgefundene Realität unmittelbar und objektiv darstellbar sei.<sup>27</sup> Diese Annahme ist im wissenschaftlichen Erbe der Fotografie begründet<sup>28</sup>, und lässt sich trotz erkenntnistheoretischer Debatten der letzten 30 Jahre immer wieder im zeitgenössischen Film- und TV-Schaffen beobachten.

---

<sup>24</sup> Caviezel in ith 2004: 77.

<sup>25</sup> Evokation als poetisches, expressives, rhetorisches Mittel verstanden, so dass die von AutorInnenseite gemachten Aussagen nicht starr sind, sondern Alternativen in der Rezeption ermöglichen. Vgl. dazu bspw. Trinh T. Minh-ha entwickelte Repräsentationsmethodiken sowie methodische Ansätze in der zeitgenössischen Medienkunst (u. a. V2) und im Videoessay (u. a. Ursula Biemann).

<sup>26</sup> Banks 2001: 141. Banks erwähnt im Zusammenhang mit sog. offenen Filmformen, wo grössere interpretative Freiheiten als bei geschlossenen, didaktischen Formen herrschen, eine Studie zum Rezeptionsverhalten von Studierenden der Visuellen Anthropologie, die nach der Visionierung fundiertere und reflektiertere Antworten gaben.

<sup>27</sup> Vgl. dazu u. a. Beyerle/Brinckmann 1991.

<sup>28</sup> Winston in Renov 1993: 39. Eadweard Muybridges Serienaufnahmen von Bewegungsabläufen eines Pferdes wurden 1878 im „Scientific American“ publiziert und spiegeln die damalige erkenntnistheoretische Positionierung wider, die Kamera als wissenschaftliches Instrument zu betrachten und dem Bild Beweischarakter zuzuschreiben.

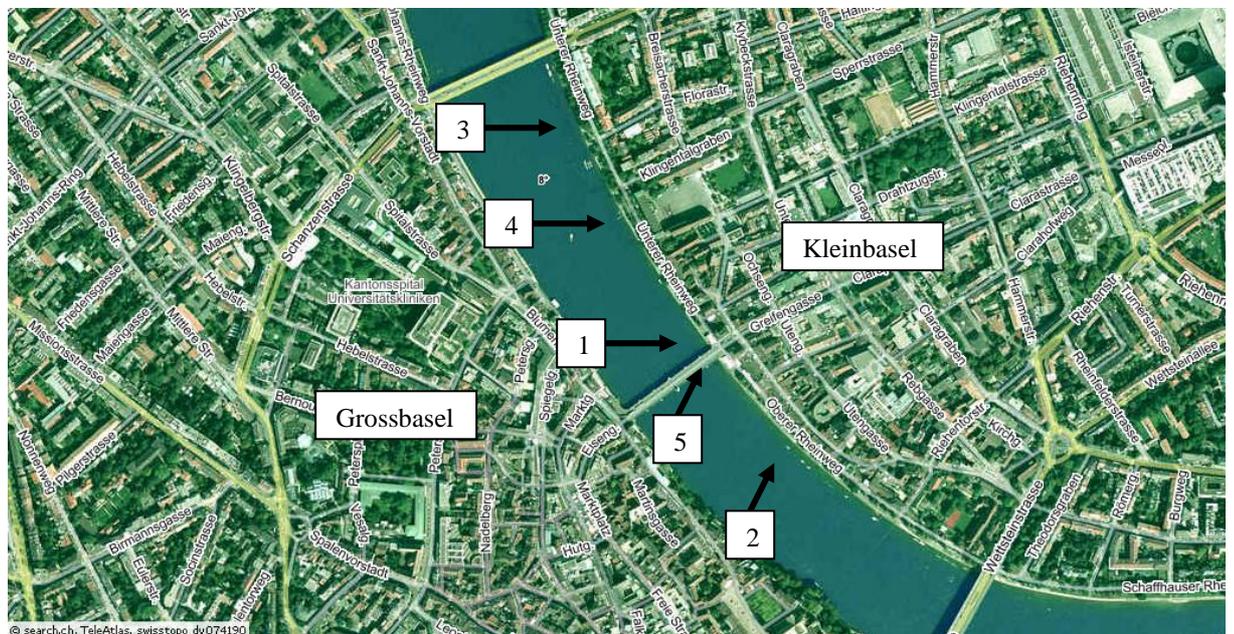
## 4 Fallstudien

### 4.1 Basel

#### Abstract

Der Untersuchungsraum in Basel umfasst einen begrenzten Abschnitt des Rheinbords bei der Mittleren Brücke auf der Seite Kleinbasels. Teilnehmende Beobachtungen und Interviews mit ausgewählten Nutzerinnen und Nutzern ermöglichten Einblicke in die Alltagspraxen, die vorwiegend zu warmen Jahreszeiten am Rhein ausgeübt werden. Augenfällig scheint die Vielfalt zum einen der Nutzenden – in Bezug auf ihr Alter, Geschlecht, Herkunft, Milieu und Lebensstilisierung, alleine, zu zweit oder in Gruppen, rund um die Uhr. Zum andern lassen sich verschiedene Formen der Raumeignung und -nutzung beobachten, ob dies nun Aktivitäten wie Bewegung (Spazieren, Hunde ausführen, Kinderwagen schieben, joggen, schwimmen) oder Sitzen, Kommunizieren oder Interagieren sei. Aussagen von den InterviewpartnerInnen zeugen von der positiven Ausstrahlung des Rheins: Allen gemein ist, dass sie den Rhein lieben. Der Rhein wird quasi als eine Marke wahrgenommen. Aufgeladen mit kulturellen Werten und im Zusammenhang mit Immateriellem (Werte, Bedeutungen, Bilder, Zuschreibungen etc.), im Sinne der Ökonomie der Symbole wird „der Rhein“ produziert und konsumiert. – Das Rheinbord bietet des Weiteren unterschiedliche Möglichkeiten vor Ort zu konsumieren, sei dies bei einem der Gastronomiebetriebe, in Form von Picknick oder einfach ohne Konsumzwang am Rheinbord zu verweilen. Entsprechend dieser Angebotsbreite ist auch das dortige Publikum. – Eingeladen zur Aneignung und Nutzung werden die Menschen am Rheinbord aufgrund der baulich-gestalterischen Anlage an unterschiedlichen Stellen und mit unterschiedlichen Optionen, ganz nahe dem Wasser, auf Treppenstufen oder entlang dem Rheinweg.

#### 4.1.1 Räumliche Beschreibung und Einbettung in den städtischen Kontext



Luftbild Rheinbord Basel: Unterer Rheinweg/Oberer Rheinweg (Quelle: [www.map.search.ch](http://www.map.search.ch))

Das Untersuchungsgebiet in Basel umfasst einen Abschnitt des Rheinbords auf der Seite von Kleinbasel. Ausgehend von der Mittleren Brücke (1) soll gegen Süden der Obere Rheinweg bis zum Referenzgässlein (2) und gegen Norden der Untere Rheinweg bis zur Florastrasse (3) hin untersucht werden. Über den Rhein verbindet die Mittlere Brücke die beiden Basel. Sowohl auf der Klein- wie auch auf der Grossbaselseite sind zahlreiche Läden und Konsumations- resp. Take Away-Möglichkeiten in unterschiedlichen Preislagen

vorhanden. Eine weitere Möglichkeit zur Rheinüberquerung bietet im Untersuchungsgebiet zudem eine Fähre. Am oberen Rheinweg, unmittelbar bei der Mittleren Brücke reihen sich vier Gastronomiebetriebe (in den Sommermonaten wird darüber hinaus ein Kulturfloss auf dieser Höhe im Rhein aufgebaut und bespielt (5)) aneinander ehe sie von Wohnhäusern abgelöst werden. Ein kleines Lädli lässt sich einzig noch auf der Strecke entlang des Oberen Rheinwegs bis zum Referenzgässlein ausmachen. Dort befindet sich direkt am Rheinbord ein Modell von der Kulisse Grossbasels, beliebtes Objekt vor allem bei TouristInnen.

Das Untersuchungsgebiet wird durch die Unterführung der Mittleren Brücke, nachts blau-gelb beleuchtet, verbunden. Der Bodenbelag aus Pflastersteinen mutet altstädtisch an. Olfaktorisch scheint diese Wegstrecke eher schrecklich, da diese Unterführung offensichtlich regelmässig zum Urinieren, trotz Sanitäreinrichtungen, missbraucht wird. Am Unteren Rheinweg, unmittelbar nach der Mittleren Brücke sind ebenfalls zwei Gastronomiebetriebe angesiedelt, ehe Wohnhäuser anschliessen. Bis zur Kaserne (4) sind diese leicht zurück versetzt, mit Grün in den Vorgärten. Bei der Kaserne löst sich diese Häuserfront etwas auf. Ein spärlich eingerichteter Spielplatz und ein Boulefeld, letzteres meist in fester Hand von Männern zwischen 50 und 60, sind vorhanden. Etwas weiter Richtung Norden beansprucht die Kasernen-Buvette einen grösseren Platz für ihre Tische und Stühle. Ebenfalls vorhanden sind auf diesem Stück Land zwischen Kaserne und Rhein ein Tischtennistisch und ein WC-Häuschen mit Dusche (für die SchwimmerInnen) sowie ein freistehender Brunnen nahe am Fluss.

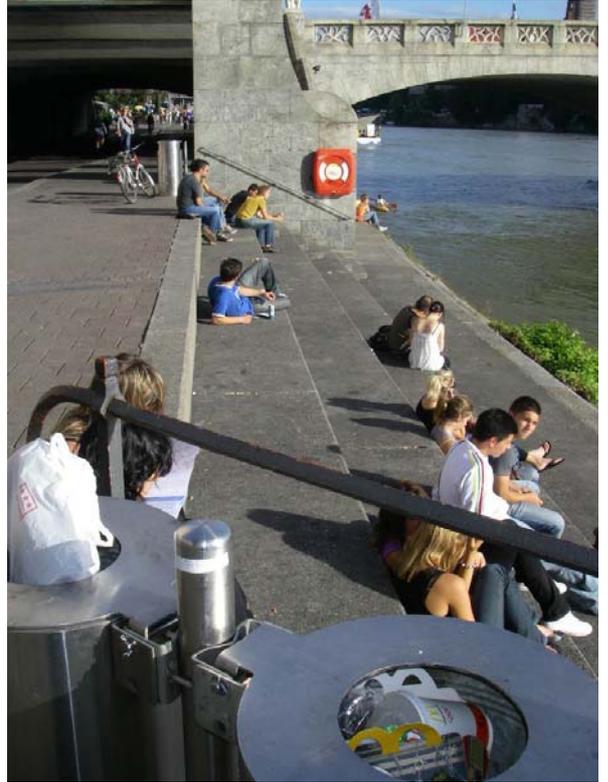


*Blick aus Grossbasel auf das Rheinbord bei der Kaserne, unterer Rheinweg*

Entlang der Rheinwege im Untersuchungsperimeter lassen sich generell drei räumliche Ebenen der Nutzung – von der Gestaltung gefördert – beobachten. Zum einen direkt am Rhein, unten, meist ein schmales Plateau, das zum Verweilen einlädt oder den direkten Kontakt zum Wasser garantiert. Zum andern die Treppenstufen, inselartig in unterschiedlichen Abständen vor allem am unteren Rheinweg in die Uferpromenade eingelassen, ermöglichen einen Aufenthalt. Auf dem obersten Niveau der Rheinweg, teils zweigeteilt in einen Rad- und Spazierweg, teils gesäumt von Rabatten mit Bäumen und einzelnen Bänken oder Sitzinseln. Am Oberen Rheinweg schliessen unmittelbar daran Gartenrestaurants, bei der Kaserne am Unteren Rheinweg Spielplatz (Kinder oder Boule) oder anderenorts private Grundstücke und Häuserfassaden an.



*Respekt-Tafel am Boden*



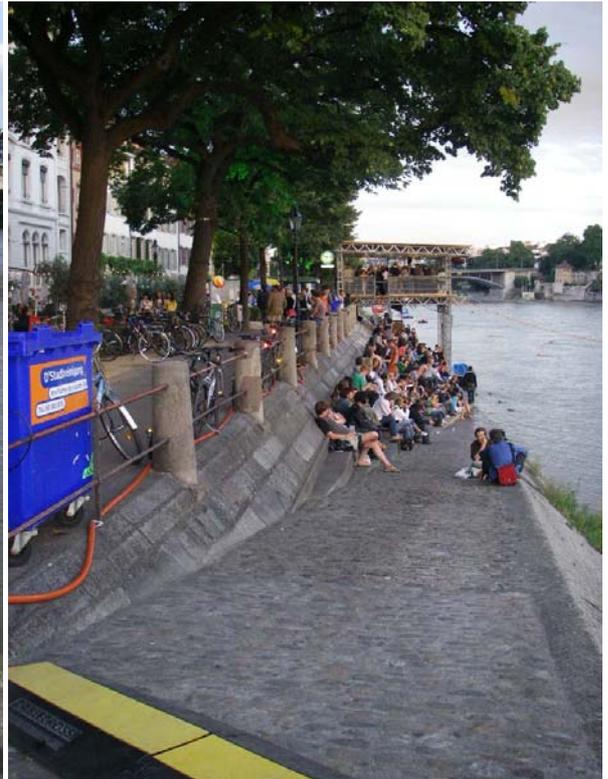
*Treppe unterer Rheinweg, bei Mittlerer Brücke*



*Stufen bei Kaserne, unterer Rheinweg, früherer Sommerabend während der Woche*



*Verweilmöglichkeiten nahe am Rhein, unterer Rheinweg*



*Verweilmöglichkeit oberer Rheinweg, Stufen – vor Beginn eines Anlasses auf dem Kulturfloss im Rhein*

#### **4.1.2 Vorgehen**

Die Wahl des Untersuchungsgegenstands fiel in der Stadt Basel auf einen Abschnitt des Rheinbords, links und rechts der Mittleren Brücke. Die explorativen Begehungen wurden nach den Sommerferien im August 2008 durchgeführt. Nach ersten Begehungen an verschiedenen Wochentagen, zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten rückte für die teilnehmenden, systematischen Beobachtungen eher die zweite Wochenhälfte, die jeweilige Mittags- und die Abendnutzung ins Zentrum des Interesses. In Beobachtungsprotokollen wurden nebst Angaben zu Zeit, Witterung, genauen Örtlichkeiten am Rheinbord, Angaben zu den AkteurInnen, deren Geschlecht, Aktivitäten, Wirkung, Ereignisse, Stimmungen, Atmosphären und sinnliche Wahrnehmungen festgehalten.

Aufgrund der Beobachtungsprotokolle konnte die Wahl der InterviewpartnerInnen getroffen werden. Für offene Leitfaden-Interviews oder Klein-Gruppeninterviews wurden Raumnutzende ausgesucht, die aus ihrer subjektiven Perspektive über ihre Raumnutzung, Raumwahrnehmung und die baulich-gestalterischen Elemente am Rheinbord berichten. Dabei standen zwei unterschiedlich konzipierte Leitfäden – zum einen für die MittagsnutzerInnen und zum andern für die AbendnutzerInnen zur Verfügung. Ein besonderes Augenmerk galt der Art der Nutzung, der Wahrnehmung und Vorstellung des Rheinbords als konkreter öffentlicher Raum im städtischen Gefüge und es wurde nach der Gestaltung und Ästhetik und nicht zuletzt den sozialen Kontakten und Interaktionen im Untersuchungsraum gefragt. Die Erhebungsphase fand im September und Oktober 2008 – meist nach Absprache der zu Interviewenden direkt vor Ort am Rheinbord – statt.

Ebenfalls wurde mit einem Vertreter der mobilen Jugendarbeit in Basel gesprochen. Ausgangspunkt für dieses Gespräch war deren Aktion ‚cool oder fuul‘. Jugendliche sensibilisieren in diesem Zusammenhang Rheinbordnutzende im Hinblick auf ihr Abfallentsorgungsverhalten. Ein weiteres Gespräch fand mit einer in mittelbarer Nähe Anwohnenden Fachfrau aus dem Bereich Community Development statt, die nebst ihrem professionellen Blick ihre Ansichten als Privatperson preisgab.

Aufgrund der Auswertung allen erhobenen Materials lassen sich verschiedene Themenbereiche und Tendenzen für die Fallstudie Basel festhalten. Die ausgewählten Bereiche greifen ineinander, sie sind alle Teile des komplexen Raumgefüges. Dabei gelten die Transkripte der Interviews mit den Raumnutzenden und somit der Einblick in deren subjektive Sichtweisen als das Herzstück der Materialien. Ebenfalls als eigenständiger Teil werden die Protokolle der Begehungs- und Beobachtungsphasen in die Auswertung einbezogen. Qualitativ-beschreibend, mit Zitaten aus den Transkripten verdeutlichend und Beobachtungen aus den Protokollen verwoben, werden die zentralen Themenbereiche und Tendenzen zum Raumgefüge am Rheinbord dargestellt. Punktuell können ausgewählte theoretische respektive fachspezifische Bezüge hergestellt werden.

### **Kurzbeschreibung der InterviewpartnerInnen**

Die InterviewpartnerInnen in Basel sind als jeweilige VertreterInnen einzelner zentral scheinender NutzerInnengruppen ausgesucht worden. Die interviewten Rheinbordnutzenden werden im Folgenden kurz vorgestellt:

#### ***Kleingruppeninterview mit zwei jungen Männern, F. und D. auf Stufen am oberen Rheinweg***

Die zwei sechszehnjährigen, jungen Männer halten sich seit etwa zwei Jahren regelmässig vor allem an den Abenden und Wochenenden am Rheinbord auf. Alkoholtrinken, Fastfood konsumieren, mit Kollegen Zeit verbringen und im Rhein schwimmen, gehören zu ihren beliebtesten Freizeitbeschäftigungen am Rhein, meist auf den Stufen des oberen Rheinwegs. Von den beiden jungen Männer wohnt einer in Grossbasel, einer in Riehen. Beide scheinen aus eher bildungsnahem Hause. Sie stecken in ihren Ausbildungen, Mittelschule und Hochbauzeichnerlehre, verfolgen zielbewusst ihre berufliche Ausbildung. Grosses gemeinsames Hobby der zwei ist das Eishockeyspiel. Unterwegs in der Stadt oder nahen Agglomeration sind die beiden jungen Männer meist mit ihren Scootern oder den öffentlichen Verkehrsmitteln. Sie bewegen sich selbstbewusst und sicher im städtischen Gefüge.

#### ***Kleingruppeninterview mit zwei jungen Frauen, N. und R. – wetterbedingt – im Café Spitz:***

Aus Allschwil und Birsfelden stammen die beiden dreizehn- respektive vierzehnjährigen Schülerinnen. Bei einem gemeinsamen Mittagessen während ihrer Herbstferien auf den Stufen des unteren Rheinbords kennengelernt, willigten sie rasch für ein Interview ein. Beide besuchen das Rheinbord seit einem guten halben Jahr regelmässig, meist unabhängig von einander, zu unterschiedlichen Zwecken und auch an unterschiedlichen Plätzen am Rhein (am oberen und am unteren Rheinweg). Entweder zusammen mit einer Freundin in Ruhe reden, während des Shoppings in der Stadt rasten oder mit Kolleginnen und Kollegen den Ausgang geniessen – und all dies vor einer als schön und ruhig empfundenen Kulisse – zählt zu den meist genannten Gründen für ihren Besuch am Rhein. Unterwegs sind die beiden jungen, vifen Frauen, die sorgfältig zurecht gemacht sind, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, vor allem dem ‚Trämli‘.

#### ***Einzelinterview mit Frau G. P. auf einer Bank am oberen Rheinweg:***

Frau G. P., ursprünglich aus Deutschland, einige Jahre in Lörrach wohnhaft, kennt die Stadt Basel schon seit mehreren Jahren. Sie lebt als Künstlerin seit gut einem halben Jahr achtzig Meter vom Rheinbord entfernt in Kleinbasel. Ebenso lange Zeit ist sie Hundebesitzerin, besucht daher derzeit das Rheinbord intensiver, während der Woche vier bis fünf Mal täglich. Vor allem um mit ihrem Hund den unteren und oberen Rheinweg entlang zu spazieren, jedoch auch um sich am Rhein einfach zu erholen oder um mit FreundInnen gesellig zusammen zu sein. Diese stationäreren Aktivitäten finden dann eher am unteren Rheinweg, am dortigen Flussufer statt. An den Wochenenden erlangen für die sich explizit als „kein Stadtmensch“ bezeichnende Interviewpartnerin alternativ Orte im nahen Grün, wo weniger Trubel herrscht, Priorität.

#### ***Einzelinterview mit Herrn M. O. im Café Spillmann:***

Der knapp vierzigjährige Herr M. O. wohnt seit zwanzig Jahren in Basel, ursprünglich aus der Zentralschweiz zum Studium in diese Stadt gezogen. Seither kennt er das Rheinbord, vor allem auf der Kleinbaselseite. Er zählt zu den Nutzenden, die zu unterschiedlicher Tages- und Nachtzeit, regelmässig etwa dreimal die Woche am Fluss sowohl am oberen als auch am unteren Rheinweg anzutreffen sind. Ob zum Baden, sich Zurückziehen, den grossen Frachtern zuschauen, zum Flanieren, zum Kaffeetrinken an der Buvette oder mit Leuten kommunizieren, erreicht das Rheinbord für den in Kleinbasel im Matthäusquartier wohnhaften Mann einen hohen Stellenwert in seiner alltäglichen Lebenswelt.

### ***Einzelinterview im Gartenrestaurant des Restaurants Hechts mit Herrn D. S.:***

Ebenfalls knapp vierzigjährig ist Herr D. S.. Er nutzt das Rheinbord seit Jahren, regelmässig und auf eine intensive Weise, outet sich als regelrechter „Rhein-Fan“. Ursprünglich aus Serbien, nach Basel durch die Kunst gelockt, infolge der Balkankriege der 1990er Jahre gezwungen zu bleiben, arbeitet Herr D. S. nun für ein Dienstleistungsunternehmen und wohnt in Grossbasel. Dort hält er sich nur zu Arbeit und Kunst- und Kulturgenuss auf. Outdoor-Aktivitäten finden vorwiegend am Rhein statt. Den Rhein auf beiden Uferseiten kennt D. S. sehr genau. Er verbringt einen überaus grossen Teil seiner Freizeit dort, erholt sich und macht Pause, täglich, rund um die Uhr und scheut das Rheinbord auch nicht in kälteren Jahreszeiten.

### **Fallspezifische Fragestellung**

Nach der Auswertung der Protokolle der ersten Begehungs- und Beobachtungsphase verdeutlichte sich eine gerade im Bezug auf die anderen Fälle der Partnerstädte ausgesprochen diverse und vielfältige Aneignung und unterschiedliche NutzerInnen. Die übergeordnete Fragestellung wurde somit im Fall Basel ins Zentrum gestellt und insbesondere nach den Interdependenzen von Raumnutzung, Raumaueignung, Raumwahrnehmung und den baulich-gestalterischen Elementen gefragt. – Darüber hinaus wurde fallspezifisch folgende Frage gestellt:

- Welche Qualitäten schätzen die Nutzenden am Rheinbord als besonders wichtig ein und welcher Stellenwert wird dem Rheinbord zugeschrieben?

## **4.1.3 Allgemeine Eindrücke zum Rheinbord und dessen Nutzung**

### ***Tendenzen und Themenbereiche***

#### ***a) Vielfalt und Dichte der Raumnutzenden am Rheinbord***

*„Sie finden von Geschäftsleuten bis junge Leute, Touristen. Sie finden alles. Wirklich durch die Bank weg. Da gibt also wirklich keine Barriere. Es gibt sehr viele Einheimische. Sie finden alles, jede Altersklasse, jeden Standard. Fast. Es gibt viele Geschäftsleute, die sich irgendwas zu Essen holen und dann irgendwie auf die 'Bänke', oder da unten hinsetzen, in der Mittagszeit. Leute, die am Arbeiten sind. Es nutzen Sonne zu tanken, draussen zu sein, was zu essen, was zu rauchen, was ja inzwischen auch nicht mehr so einfach ist.“ (G. P.)*

Das Bild am Rheinbord, im zu untersuchenden Perimeter ist vielfältig. Die Raumnutzenden scheinen gut durchmischt. Jegliche Altersgruppen, Geschlechter, unterschiedliche Herkunftsländer und Sprachen, in Gruppen oder alleine unterwegs, verschiedene Schichten und Milieus, die Sozialstruktur der städtischen Gesellschaft inklusive TouristInnen scheinen sich am Rheinbord abzubilden. Nebeneinander manifestieren sich verschiedene Teilöffentlichkeiten, im eigenen Rhythmus, Tages- und NachnutzerInnen überlagern sich, lösen sich ab, während der Woche und an den Wochenenden. Einige Nutzenden scheinen ihre eigenen Orte in Besitz zu nehmen, regelmässig. Entsprechende Zuschreibungen sind zu vernehmen. Spazierende und RadfahrerInnen passieren in eilerem Tempo oder auch gemächlich. Motorisierter Verkehr ist nicht erlaubt, hier. Nachts bildet lediglich das Polizeiauto die Ausnahme.

Die Stimmung und Atmosphäre scheinen friedlich und ruhig. An den lauen Sommerabenden und an den Wochenenden herrscht teilweise ein bisschen ein Gedränge, eine gewisse Dynamik macht sich bemerkbar. Zu späterer Stunde liegt Alkohol- und THC-Geruch in der Luft, Männerstimmen und Lachen werden lauter. Teilweise erklingt Musik aus Boxen der Mobiltelefone oder MP3-Player. Das Tempo scheint noch immer gemässigt. Im Hintergrund rollt ab und an ein Tram, wenig motorisierter Verkehr ertönt aus der Ferne. Der Fluss scheint jegliche städtisch anmutenden Geräusche zu verschlucken, prägt den Rhythmus und die Stimmung am Rheinbord massgeblich.

Generell lassen sich im untersuchten Perimeter unterschiedliche NutzerInnen und Gruppen beobachten. – Die KonsumentInnen der Gartenrestaurants am untersuchten, oberen Rheinweg werden nicht mit in die Untersuchung einbezogen. – Auf den dortigen Stufen direkt bei der Mittleren Brücke lassen sich zu Mittagszeiten vor allem viele SchülerInnen, Arbeitende unterschiedlichen Alters und Geschlechts, unterschiedlich gekleidet, alleine oder in Kleingruppen beobachten, die ihr Picknick – meist von einer Verkaufsstelle in der Nähe – konsumieren. Mütter und Väter mit ihren kleinen Sprösslingen nutzen die Gelegenheit ganz nahe ans Wasser und zu den Wasservögeln zu gelangen. Ältere Menschen, vor allem Männer, die wohl der Alkoholszene zuzurechnen sind, verweilen dort ebenfalls, meist etwas am späteren Nachmittag und

an den Abendstunden. Nach einer nachmittäglichen Flaute, sind gegen Abend vermehrt jüngere Menschen dort anzutreffen – mit ihren mitgebrachten Getränken. Die Nutzenden wirken durchmischt, ihr Kleidungsstil eher gemässigt. Hingegen lassen sich am unteren Rheinweg die Nutzenden, vor allem die stationären auf den einzelnen Stufen-Inseln zumindest von ihren Kleidungsstilen her, eher den alternativen Szenen zuordnen. Bis hin zu den dunkelhäutigen jungen Männern, die bei der Florastrasse, beim so genannten „Florabeach“ präsent sind. Auf den Bänken sind sowohl am oberen als auch unteren Rheinweg wohl generell etwas älterer Semester, TouristInnen oder Mütter mit ihren Kindern anzutreffen, die dort spazieren, rasten und verweilen.

Inwiefern einzelne Menschen, Szenen und Gruppen, meist entsprechend den jeweiligen Musik- oder Kleidungsstilen bezeichnet, wann genau welchen Ort am Rheinbord (regelmässig) besetzen, scheint unterschiedlich: *„...es ist auch eine riesiger Unterschied, um welche, Tages- und Jahreszeit.“ (D. S.)*

Es fällt jedoch auf, dass gerade Richtung Wettsteinbrücke diverse Jugendszenen an ihren angestammten Orten regelmässiger anzutreffen sind. Dieser Abschnitt zählt jedoch nicht mehr zum Untersuchungsraum.

Allgemein lässt sich aus den erhobenen Materialien folgern, dass das Rheinbord ein niederschwelliger Ort zu sein scheint, der in unverbindlicher Weise eine Aneignung zulässt und trotzdem einen hohen Identifikationsgrad aufzuweisen scheint. Im Untersuchungsraum sind anscheinend wenige sozialräumliche Barrieren vorhanden, jedoch eine gewisse sozialräumliche Differenzierung möglich. Die unterschiedlichen Szenen und Gruppierungen halten sich an unterschiedlichen Orten auf und erzeugen entsprechend unterschiedliche Atmosphären.<sup>29</sup> Auch die Gestaltung, vor allem die unterschiedlichen Ebenen des Verweilens und Passierens ermöglichen diese Vielfalt der Aneignung und Atmosphären mit.

#### **b) Imagination des Untersuchungsraums**

Teilweise bereits im Abschnitt mit der Überschrift Marke Rhein angesprochen, sollen an dieser Stelle einige Aspekte zu den Vorstellungen und Zuschreibungen des untersuchten Raumgefüges ausgeführt werden. Die Attribute Natur, Grün, Ruhe, Wasser, Naherholung in der Stadt, die seitens der InterviewpartnerInnen im Zusammenhang mit dem Gefallen und den Qualitäten des Rheinbords ausgesprochen werden, verweisen auf einen idealisierten Natur- resp. Landschaftsbegriff<sup>30</sup>. Vor allem für die Sehnsucht nach Ruhe, Wasser und ein bisschen mediterranem Flair scheint der Fluss die geeignete Projektionsfläche.

*„...meine grösste Liebe ist der Rhein. Weil hier ist so eine wahre Stuck, wahrhafte Natur und alles.“ (D. S.)*

Bisweilen wird den Aktivitäten in Basel, konkret in Grossbasel von den interviewten Erwachsenen eher gehobener Kulturindustrie und Konsumkultur zugestanden. Die Bewegung und das Agieren draussen am Rheinbord quasi in der Natur und doch in der Stadt wird dem gegenübergestellt, bisweilen die Attraktivität des Letzteren höher eingeschätzt.

*„Für mich ist das Nummer Eins. Für mich ist das Nummer Eins, obwohl ich ein Kunstsammler bin, und hier gibt es viele Museen. Aber ein Museum besuche ich nicht jeden Tag. In einem Museum ist nicht schön, von Sommer bis Winter. Wenn es voll ist, wenn es nicht voll ist, aber Rhein ist für mich immer schön, wenn es regnet, wenn es nicht regnet. Man kann immer in diese verschiedene Stimmungen, eine bestimmte Stimmung wahrnehmen, wenn man dazu bereit ist, zum wahrnehmen und kann, kann aus diese Wahrnehmung eine Genuss für sich machen, ist eine innere Einstellung.“ (D. S.)*

Gerade in Städten scheinen konkrete Orte prädestiniert zu sein für eine Auseinandersetzung um Repräsentation von Geschichte, aber auch Macht und Kultur. *„Metropolen sind gleichzeitig Orte der Hochkultur – verkörpert in Kunstmuseen und historischen Gebäuden – und der Alltagskultur der Strasse, welche mit ihren territorialen und ästhetischen Markierungen die unerschöpfliche kulturelle Vielfalt, die Städte auszeichnet, deutlich werden lässt.“<sup>31</sup>*

Einschreibungen und Geschichten historischer Art werden in Basel mit dem Rhein verbunden, daran festgemacht nicht zuletzt an den Fassaden der Basler Altstadt, der Schifffahrt, den Fähren über den Fluss, der Klingentalfähre

<sup>29</sup> Vgl. Ausführungen zu Atmosphären in der Fallstudie Zürich.

<sup>30</sup> Vgl. Prominski 2004, Ausführungen in der Fallstudie Winterthur.

<sup>31</sup> Steets 2008: 28.

im Untersuchungsraum. Sie werden positiv konnotiert. Ambivalenter scheinen die Aussagen wenn es sich um Zuschreibungen der Kleinbaslerseite handelt. Klischeehaft treten der hohe Ausländeranteil, Prostitution und gewisse künstlerische Subkulturen als Teil der Vorstellungen hervor.

Bei der Beobachtung und den Interviews mit den Raumnutzenden am Rheinbord stellte sich die Frage, inwiefern und ob das Rheinbord auf Kleinbaslerseite auch von den dortigen Anwohnenden benutzt wird. – Bei der Rekrutierung der InterviewpartnerInnen wurde nach gewissen „NutzerInnentypen“ und nicht nach Herkunft ausgesucht, keineR der interviewten Jugendlichen wohnt in Kleinbasel. Unumstritten scheint jedoch zu sein, dass die Seite des Rheins bei Kleinbasel attraktiver ist als bei Grossbasel, vor allem aufgrund der Sonneneinstrahlung.

*„Weil hier, Kleinbaslerseite, scheint die Sonne, wesentlich mehr von Zeit her, als Grossbaslerseite. Und das wird sehr oft benutzt, das stimmt, viele Leute sitzen, lesen, sehr viele Leute können sich treffen, oder sie lernen, zwei da zusammenkommen, etwas lernen, oder sie spiele etwas, das gibt's auch!“ (D. S.)*

Zuschreibungen jeglicher Art rund um das Rheinbord aufgrund seiner Weitläufigkeit und unterschiedlichen Aneignungsoptionen, sei dies nun von spezifischen Orten am Rhein, von Gruppen, Menschen oder Verhaltensweisen werden perpetuiert in Erzählungen und somit laufend konstruiert, diese Fallstudie mit eingeschlossen. Den Raumnutzenden wird nicht zuletzt auch dadurch ermöglicht sich distinktiv von anderen abzugrenzen und ihre eigene Lebensstilisierungen zu inszenieren: So artikulieren etwa die beiden jungen Männer, sie würden sich nicht beim unteren Rheinweg aufhalten, da es dort anscheinend mehr Stress und AusländerInnen gäbe, bestätigt werden sie teilweise durch die Geschichten, die ihre Eltern ihnen erzählen. Andererseits sucht gerade Frau G. P. als Künstlerin lieber den unteren Rheinweg auf, da sie dort die Szene und Stimmung etwas alternativer und durchmischter erlebt.<sup>32</sup>

Interessant scheint zudem, dass all die Zuschreibungen und Geschichten bezüglich Orte am Rhein, Szenen und Verhaltensweisen auch beim Thema (Un)Sicherheit mit ausschlaggebend sind. Obschon ohne direkte Erfahrungen, finden die InterviewpartnerInnen Projektionsobjekte und verorten diese auch lokal am Rheinbord. Diese Konstrukte werden nicht zuletzt auch von der Politik, von anderen AkteurInnen (u. a. von der mobilen Jugendarbeit) und den Medien mitkonstruiert.<sup>33</sup>

### **c) Die Marke Rhein**

Als augenscheinlichste Gemeinsamkeit der Interviewten gilt: Alle lieben den Rhein. Aussagen, die von der positiven Ausstrahlung des Rheins zeugen, erhalten wir von jeder Interviewpartnerin und jedem Interviewpartner in unterschiedlichsten Variationen. Zusammenfassend reichen die Aussagen von „einfach schön“, „gemütlich“, „schöne Atmosphäre“ also gemässigten, positiven Beschreibungen bis hin zu regelrechter Euphorie und Begeisterungsausbrüchen wie „...für mich privat, das Grösste, Wichtigste in Basel ist der Rhein, weil in Baselstadt haben sie, sehr wenig freien Raum.“ (D. S.)

Gerade auch bei den Jugendlichen, die wohl als eine der dominantesten NutzerInnengruppe am Rheinbord auffallen, fällt der schwärmerische Grundton auf. So ist etwa bei den interviewten jungen Mädchen der Rhein als Aufenthaltsort sehr präsent. Seine Lage ist ideal, lässt sich mit einem Stadtbummel verbinden und zudem wird die Nähe des mit dem öffentlichen Verkehr fünf bis fünfzehn Minuten entfernten Wohnortes in der Agglomeration betont. Der Stellenwert des Rheinbords ist hoch, die beiden Mädchen räumen ihm höchste Priorität als öffentlicher Raum in Basel ein.

*„Ich finde es halt einfach einen der schönsten Teile von Basel. Statt irgendwie an einen Strassenrand zu sitzen, auf ein 'Bänkli', wo die Autos vorbeifahren, kann man sich ja auch ins Wasser begeben. Und vor allem auch bei Sonnenuntergang, oder am Mittag ist es sehr schön dort. Man kann halt in Ruhe essen. Man wird nicht gestört. Ja, das finde ich halt schön.“ (junges Mädchen)*

Bei den beiden bereits etwas älteren männlichen Jugendlichen wird das Rheinbord ebenfalls als sehr beliebter Ort der Gemütlichkeit, des Verweilens sowohl tagsüber als auch abends und nachts bezeichnet. Ihr Aktionsraum in der Stadt ist grösser, erstreckt sich über den gesamten Grossraum Basels. Selbstbewusst auftretend schätzen sie die unterschiedlichen, freien Möglichkeiten, die sich ihnen am Rheinbord bieten. Fest in ihrem Alltag

---

<sup>32</sup> Vgl. Konstruktion von Diskurs um (Un)Sicherheit und Orte in Luzerner oder St. Galler Fallstudie.

<sup>33</sup> Vgl. Glasauer 2005, 2008 und Ausführungen zu (Un)Sicherheit in der St. Galler Fallstudie.

verankert zwischen Schule und Lehre und vor allem an den Wochenenden suchen die zwei jungen Männer diesen konkreten öffentlichen Stadtraum auf. Auch bei diesen beiden jungen Männern ist die Marke Rhein überaus positiv in ihrem Bewusstsein verankert.

*„Der Rhein ist irgendwie das Wahrzeichen von Basel. Wenn man von Basel spricht, weiss praktisch jeder, dass dort der Rhein durchfliesst. Ich weiss nicht, es gibt wahrscheinlich schon ein paar vom Ausland, welche das nicht wissen, aber die meisten schon. Und ich glaube es ist nicht nur der Rhein, der uns hier schön dünkt, sondern, man hat eine schöne Aussicht, ja, diese Häuser, das Münster und da die mittlere Brücke.“ (junger Mann)*

Auch die befragten Erwachsenen schwärmen vom Rheinbord und dessen Qualitäten. Ein derartig positiv gefärbter Grundtenor auf der ganzen Linie scheint sehr auffällig. Nicht zuletzt das Stadtmarketing zeigt hier wohl seine Wirkung. Die Aufladung der gestalterischen-räumlichen Anordnung am Rhein mit kulturellen Werten scheint erfolgreich. Der Rhein als Konsumgegenstand gefällt, wird konsumiert. Die so genannte „Ökonomie der Symbole“<sup>34</sup> scheint zu greifen, das Symbol Rhein wird produziert, verteilt und konsumiert.

Der Rhein gewinnt vor allem im Zusammenhang mit immateriellen Gütern an Bedeutung, so rücken Werte, Bilder, Zuschreibungen, Atmosphären, Emotionen und Erfahrungen verstärkt in den Fokus.<sup>35</sup> Die Verdichtung kultureller Werte – auch visuell – und gleichzeitige Koppelung mit gesellschaftlichen Zielen zeichnet ein erfolgreiches Stadtmarketing aus. In diesem Zusammenhang kann etwa die vielfältige und diverse Nutzung des Rheinbords, der auch eine gewisse mediterrane Ausstrahlung zugesprochen wird, erwähnt werden. Der Wandel von gesellschaftlichen Werten solcher Images – gerade auch am Rheinbord – ist historisch bedingt und scheint auch Teil der Konstruktion der Stadtentwicklungspolitik zu sein.<sup>36</sup>

Die Aussagen der InterviewpartnerInnen zu diesem immateriellen Gut – der Marke Rhein – verlangen nach einer Ausdifferenzierung bezüglich der Präferenzen und Aktivitäten an diesem beliebten Ort. In den folgenden Abschnitten wird darauf mit Fokus auf einzelne Themen eingegangen.

#### ***d) Das Rheinbord als Möglichkeitsraum***

Als eine Qualität des öffentlichen Raumes wird gemeinhin die Möglichkeit einer vielfältigen Aneignung gepriesen. So spricht etwa Kaltenbrunner davon, dass der öffentliche Stadtraum den Charakter als Multioptionsraum erhalten und nicht in eine enge Funktion gezwängt werden soll.<sup>37</sup> Von beinahe allen Interviewten werden die vielfältigen Möglichkeiten sich am Rheinbord frei zu bewegen und zu verweilen betont. Je nach Stimmungslage, Geldbeutel und Bedürfnis stehen unterschiedliche Optionen zur Auswahl. Besondere Bedeutung wird dem Rheinbord als Rückzugs- und Ruheort, als Ort der Erholung und Aktivitäten (v. a. im Sommer), als Übergangsort, als Konsumort und last but not least als Ort für soziale Kontakte und Interaktionen erwähnt.

##### ***Rückzugsort***

Das Rheinbord bietet aufgrund seiner Gestaltung, der zum Rhein hin abgestuften Sitzgelegenheiten vor allem auf den schmalen Plateaus direkt am Rhein Nischen und Möglichkeiten zu Rückzug und Ruhe an. Im Rücken die schützende und abschirmende Ufermauer, weder von Passierenden an der Seite oder unterhalb beeinträchtigt. Diese Orte werden von unterschiedlichen Nutzenden und zu unterschiedlichen Zwecken äusserst geschätzt. Beobachten lassen sich dort intensiv geführte Gespräche, Lesende, Musikhörende, Laptop-Arbeitende oder Menschen, die die Sonne und Aussicht zu geniessen scheinen. So können etwa die interviewten jungen Mädchen dort in Ruhe plaudern und sich austauschen.

*„Für mich ist es irgendwie fast die zweite Heimat oder so. Ich würde jetzt halt, wenn ich irgendwie Stress zu Hause habe, oder halt einfach, wenn ich irgendjemanden zum Reden brauche, dann würde ich immer dort hin gehen, ich würde nie irgendwo anders hin, das ist halt, einfach, irgendwie ist dort einfach der Ort, wo man halt einfach hingehet, wenn es einem schlecht geht. Oder man kann es halt auch von einer anderen Sicht betrachten,*

---

<sup>34</sup> Vgl. Zukin 1998 und siehe Fallstudie St. Gallen.

<sup>35</sup> Vgl. Löw/Steets/Stoetzer 2007: 128.

<sup>36</sup> Steets 2008: 25.27.

<sup>37</sup> Kaltenbrunner 2006: 47-55.

*wenn du eine gute Laune hast oder so, wenn du einfach gut drauf bist, dann kannst du auch dorthin gehen.“  
(junges Mädchen)*

Gerade die Möglichkeit, sich zurückziehen, sich wohl und behaglich zu fühlen, unter sich sein zu können mitten in der Stadt und sich anzuvertrauen, wird als besondere Qualität verstanden. – Sich direkt am Wasser zurückziehen scheint auch überaus beliebt bei verliebten Paaren unterschiedlichen Alters. So beschreibt etwa der vierzigjährige D. S. die Vorzüge des Rheinbords, das abgeschirmt von städtischer Dynamik eine gewisse Intimität zulässt.

*„... unten bis zum Rhein und dann, war nichts, die Treppe ist so achtzig Zentimeter breit, hoch, haben Platz und dann ist sensa, fertig. Das ist mein Rhein. Rhein, Freundin und ich und niemand mehr, ein paar Enten waren höchstens noch unsere Freunde.“ (D. S.)*

Ebenfalls wird betont, dass die Möglichkeit sich alleine zurückziehen, in Ruhe seinen eigenen Gedanken freien Lauf zu lassen und die Szenerie am Rhein zu beobachten überaus geschätzt wird, ob dies dann passierend, flanierend oder an einem bestimmten Ort am Bord verweilend sei.

*„Es fallen mir zwei Sachen ein, das Eine ist, dass es dort auch eher mehr Leute hat, wobei ich auch nicht immer gerne unter die Leute gehe, manchmal bin ich auch lieber alleine. [...] sitze ich dort und schaue so der Fähre zu. Das mache ich eigentlich noch gerne, zuschauen wie Schiffe an- und ablegen und [...] irgendwie hat es einen gewissen Reiz auf mich.“ (M. O.)*

Im Zusammenhang mit dem Rheinbord als Rückzugs- und Ruheort (z. B. hängen, Zeit haben) tritt besonders deutlich hervor, dass sich die interviewten Rheinnutzenden sehr wohl und sicher am Untersuchungsort fühlen und dort routiniert auftreten. In keiner Art und Weise hatten sie je Kontakt oder Schwierigkeiten mit anderen Personen oder den Polizeikräften, die sie zwar aus der Ferne wahrnehmen. Gerade Letzteres wird etwa seitens der befragten jungen Männer in selbstverständlicher Manier darauf zurückgeführt, dass sie keine illegalen Tätigkeiten resp. Drogen konsumieren würden. Ein gewisses „feeling home“ im Sinne von Joke van der Zwaard<sup>38</sup> lässt sich auch in diesem konkreten öffentlichen Raum in Basel bei allen interviewten Raumnutzenden feststellen.

### ***Erholungsort und Aktivitäten***

Sich am Rhein mitten in der Stadt vom Alltag zu erholen, gilt allen Interviewten als ein äusserst wichtiger Aspekt. Sei es mit dem Hund zu spazieren, im Sommer ins Kühle Nass zu steigen, sich vom Einkaufen zu erholen, von der Arbeit oder Schule zu pausieren oder die freie Zeit zu verbringen, die Möglichkeiten scheinen auch in diesem Bereich vielfältig. Bisweilen wird die Stadt anderen Ortes als beengend, als wenig grün und als städtisch laut empfunden.

*„... bin schon gerne als Erholungsfaktor, zum Laufen am Rhein, ich finde das Einzigste, was diese Stadt rettet, dass der Rhein hier ist.“ (G. P.)*

*„Meistens laufen wir dann eben so herum, so in der Nähe vom Barfüsslerplatz, also in der Umgebung. Und eben, wenn man halt dann einen ganzen Tag herumgelaufen ist, in der Stadt, hat man auch das Bedürfnis, mal abzusitzen, ein bisschen auszuspannen. Ja und dann gehen wir halt langsam an den Rhein runter, legen unsere Taschen hin und machen es uns gemütlich. Oder auch Musik hören halt...“ (junges Mädchen)*

Der freie Zugang zum Rhein scheint zudem wichtig, die Bereitstellung der Infrastruktur (z. B. Duschen) ist insbesondere den im Rhein Schwimmenden ein grosses Anliegen. Die Möglichkeit mitten in der Stadt ins kühle Nass zu springen wird als besonders wichtige und überaus geschätzte Eigenschaft in einer Stadt ohne eigenen See gelobt.

*„... ich gehe auch oft baden. Oft ich gehe einfach ab und zu baden. Wenn du einfach schwimmen gehst, also schwimmen es ist nicht mal richtig, es ist einfach rein gehen...“ „... oder Bojensurfen mache ich gerne.“ (M. O.)*

Gerade die Möglichkeit einer direkten leiblichen Erfahrung am Rhein, durch das Schwimmen als eine Aktivität attraktiv und bewusst erlebbar und wahrgenommen, wird das Rheinbord sensibler wahrgenommen. Die Schwimmenden geben nämlich unisono zu erkennen, dass sie es verabscheuen und verachten, dass Abfall im Fluss landet. Zum einen geht es dabei wohl um eine Sensibilisierung durch den direkten körperlichen Kontakt zum Element Wasser, zum andern wird auch der in diesem Zusammenhang leichtsinnige Umgang mit der Natur kritisiert. Reaktionen auf Abfall am und beim Fluss sind unterschiedlich, zum einen wird versucht mit

<sup>38</sup> Vgl. Fallstudie Schaffhausen, Zürich und St. Gallen. Van der Zwaard 2006.

Putzaktionen aufzuräumen, werden stärkere Sanktionen oder mehr Reinigung gefordert.<sup>39</sup> Zum andern werden allgemeine Rückschlüsse auf den sittlichen Untergang der Wegwerf- und Konsumgesellschaft gezogen, die keinen Respekt im Umgang mit natürlichen Gütern mehr zeigt. – Deutlich wird jedoch vor allem das Unverständnis, das besteht, den eigenen, geschätzten Erholungsraum zu verschmutzen.

#### ***e) Soziale Kontakte und Interaktion***

Zentralste Aspekte nebst Erholung und Aktivität am Rhein scheinen allen InterviewpartnerInnen die sozialen Kontakten und Interaktionen. Diese finden auf unterschiedliche Weise und unterschiedlichen Ebenen statt. Genussvoll und mit Freude wird über die sozialen und geselligen Möglichkeiten am Rheinbord gesprochen. Meist kommen Gleichgesinnte oder Menschen aus ähnlichen, gleichen Szenen in direkten Kontakt miteinander. Möglichkeit dazu bietet nicht unbedingt die räumliche Nähe, eher eine Bekanntschaft in einer anderen Gruppe oder bei der Hundebesitzerin über ihr Tier. Eher auf Distanz und über Sichtkontakt wird auch die Gelegenheit geboten mit Menschen u. a. anderer Kulturkreise in Berührung zu treten. Spontane Interaktionen und Treffen scheinen eher selten. Es kommt jedoch vor, dass Bekannte oder FreundInnen sich zufällig am Rhein treffen.

*„Zufällig, spontan. Aber auch abgemacht. Grad im Sommer trifft man sich am Rhein. Man feiert ja auch am Rhein. Das ist in Basel sehr speziell. Einfach, dass die Menschen wirklich runter gehen, an den Rhein und ihre Feste am Rhein unten feiern. Und Picknick und Zeug mitnehmen, ja.“ (G. P.)*

Diese relativ dichte Nutzung kann wohl mit als Grund angeführt werden, dass sich die Raumnutzenden sicher fühlen, quasi durch die so gegebene soziale Kontrolle durch andere Nutzende. Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, städtischen Leben ist somit ebenfalls auf relativ einfache Weise möglich.

Jedoch wird auch beobachtet und erfahren, dass die Bereitschaft des Kennenlernens völlig unterschiedlicher Menschen aus unterschiedlichen Gruppierungen resp. Szenen eher rar sind und bisweilen in dieser Hinsicht auch die jeweilige Herkunft für Offen- respektive Verslossenheit verantwortlich gemacht wird.

*„Dort an der Buvette, dort kann es schon so sein [...] man sitzt an einen Tisch und dann sitzt jemand anderes auch noch dazu [...] das ist schon so, das ich Leute kennen gelernt habe, aber dann so eher in diesem Rahmen, dass einfach so im laufen oder sonst eigentlich nicht.“ (M. O.)*

*„...die Schweizer an sich, habe ich nicht das Gefühl, dass die so gut kontakten.“ (G. P.)*

Interessanterweise übernimmt das Rheinbord für im Cyberspace erprobte Kontakte die Rolle des konkreten gesellschaftlichen Raums, wo reale Kommunikation und Kontakt erprobt werden.

*„...nun in Birsfelden hat es ja nicht, den Rhein, und dann kommen sie mal nach Basel. Meistens sind halt auch Kollegen dort, welche man von Chats kennt und mit denen man halt schon ein paar Mal abgemacht hat und dann kommt man mit denen schon auch so in Gespräch und so. Und ja, dann ist man halt dort nicht immer alleine ((Lacht)).“ (junges Mädchen)*

#### ***Übergangs- und Übungsraum für junge Erwachsene***

Im Untersuchungsraum scheinen vor allem an den Abendstunden und an den Wochenenden die jüngeren Erwachsenen sehr präsent. Sie sind meist zu zweit oder in Gruppen zugegen. Teilweise an ihren Stammpätzen am oberen oder unteren Rheinweg. Ein ungewohnter, neuer Ort am Rheinbord wird in der Regel nicht aufgesucht, die Zuschreibung, wer welchen Ort besetzt, welche positiven resp. negativen Eigenschaften mit der jeweiligen Gruppe oder Szene verbunden werden, ist bekannt. So wird innerhalb der eigenen Gruppe agiert und zugleich eine schrittweise Annäherung an die städtische Gesellschaft, die auch am Rheinbord präsent ist, gewagt.

Für die jungen Erwachsenen bietet der Rhein die ideale Möglichkeit sich entweder innerhalb ihrer jeweiligen Peergroup zu treffen, neue Menschen ihres Alters kennen zu lernen und sich auch im Umgang mit der Gesellschaft zu üben.

*„Und vor allem: Es hat viele Leute. Auch zum kennen lernen halt. Ist halt immer was los hier. Mehr oder weniger. Ja, einfach das Zusammensein, mit Kollegen und so. Und hier kann man gut sitzen und ja...“ (junger Mann)*

---

<sup>39</sup> Vgl. Ausführungen Fallstudien Luzern, Schaffhausen.

Gerade bei den interviewten Jugendlichen tritt auffällig zutage, dass die Gestaltung und Ästhetik zwar zur Kenntnis genommen wird, ihr jedoch kaum Bedeutung beigemessen wird. Die sozialen Komponenten scheinen auch in dieser Altersgruppe das Allerwichtigste. Gerade der Aufenthalt am Rheinbord ermöglicht auch ein für die Adoleszenz typisches Verhalten am Rande der Gesellschaft, ein Ausloten der Grenzen und spielerisches Übertreten der gesellschaftlichen Konventionen.<sup>40</sup>

Auch für die jungen Mädchen aus der Basler Agglomeration bietet das Rheinbord die Möglichkeit Erlebnisse und Erfahrungen mit der städtischen Gesellschaft auf dem Weg ins Erwachsenenendasein zu üben. Noch etwas aus der Distanz zwar, teilweise verunsichert, nehmen die beiden teil. Ein Flirtort ist das Rheinbord für die jungen Mädchen noch nicht. Zu sehr sind sie noch eingeschüchtert von den älteren, männlichen Jugendlichen, vor allem wenn diese alkoholisiert und laut auftreten.

*„Ich finde, es ist jetzt eher so ein Ort, wo sich Leute gerne besaufen, und dann entlanglaufen, und dann so ‘gruusigi’ Sprüche ablassen. Und wenn man jetzt jemanden kennen lernen will, weiss man nie, ob er dies nun wirklich ernst meint, oder, ich finde nun eher so, man flirtet durch einen Chat mal, oder, wenn man einen trifft, der dann auch gerade nett aussieht, oder einfach gerade in der Stadt mal. Also ja, ich würde nun nicht gerade sagen, das ist so ein toller Ort.“ (junge Mädchen)*

Die sechzehnjährigen jungen Männer treten da bereits selbstbewusster auf, sehen das eher exzessive Alkoholtrinken als normaler Akt des vor allem männlichen Erwachsenwerdens. Sie treffen sich regelmässig mit ihren Kollegen und sehen durchaus auch Potential Mädchen oder junge Frauen am Rheinbord kennen zu lernen.

Gerade das Verhalten der Jugendlichen, das über die Stränge schlagen, als Teil der Übergangsphase<sup>41</sup>, wird seitens Erwachsenen teilweise gar nicht goutiert.

*„Ich vermeide schon im Voraus diese Gruppierungen und muss sagen, die sind so ein bisschen auffällig. Weil das sind so diese Männer, die haben die Hose unter der Gürtellinie. die Hose fängt bei den Knien an. Diese Typen meide ich. [...] Ich weiss nicht, ob da was passiert, schlimme Schlägerei und so, [...] weil, ich bin gar nicht so in der Nähe dieser Leuten, eben weil ich meine Ruhe will.“ (D. S.)*

In diesem Zusammenhang soll erwähnt werden, dass es gerade im öffentlichen Raum der Stadt für Jugendliche Möglichkeit zur Interaktion und Kommunikation bedarf. Gerade dem sozialen Kontakt und Austausch in Peergroups (Gruppe von Gleichaltrigen) in einer gewissen Anonymität oder in Abwesenheit von sozialer Kontrolle wird als bedeutender Aspekt des Aufsuchens von Orten in der Stadt in unterschiedlichen Studien erwähnt.<sup>42</sup> *„Es scheint eine grundsätzliche Differenz zwischen dem verständlichen Wunsch junger Menschen nach kontrollarmen Räumen als Voraussetzung von Selbsterfahrung und -entfaltung auf der einen und dem sicherheitsbegründeten Verlangen von Erwachsenen nach verstärkter sozialer Kontrolle auf der anderen Seite zu geben. Da informelle Kontrolle eher schwächer wird, kommt es verstärkt zur formellen Überwachung öffentlicher Räume durch Polizei und dem Einsatz von Videokameras.“<sup>43</sup>*

Das sich Stören ob des Verhaltens junger Menschen am Rheinbord koppeln die interviewten Erwachsenen meist an das Konsumverhalten der Jugendlichen.

#### **f) Konsum unterschiedlicher Art**

*„Mischung von, wie soll ich sagen, von Kommerz, also Kaffee und Erholungsfaktor im nur sitzen, ist da schon stark.“ (G. P.)*

Männer und Frauen jeglichen Alters verweilen in den frühen Abendstunden am Rheinbord. Auf den Stufen, direkt am Rheinbord oder auf den Bänken oben beim Weg sitzend eine Bierdose oder ein Softgetränk trinkend, allenfalls dazu ein Sandwich oder eine Mahlzeit aus einem der nahe gelegenen Fastfood-Restaurants essend, wird das Nachtessen alleine oder in Gemeinschaft draussen eingenommen. In den Gartenrestaurants am oberen Rheinweg, gleich unmittelbar bei der Mittleren Brücke sind zwar noch einige Tische frei, doch auch hier wird gegessen und getrunken, die Tische bei der Buvette der Kaserne sind alle besetzt. Es herrscht reger Betrieb. Die

<sup>40</sup> Vgl. Fallstudie St. Gallen, van Gennep 1986.

<sup>41</sup> Vgl. Ausführungen zum Übergangsraum in der Fallstudie St. Gallen.

<sup>42</sup> Vgl. Wüstenrot Stiftung 2003: 30-35.

<sup>43</sup> Ebd.: 31.

Boule-Spielenden geniessen unmittelbar daneben mitgebrachten Proviant (u. a. Bierdosen) aus den eigenen Kühltaschen. Vereinzelt sind auf den Treppenstufen auch eleganter gekleidete Erwachsene zu sehen, die aus gläsernen Kelchen Weisswein trinken und aus der Porzellansalatsschüssel stilvoll anrichten. Nachtessen am Rhein für alle Schichten und Bedürfnisse. Etwas später gegen Abend, schon in der Nacht dominiert die Konsumation der Getränke, sei es bei der Buvette gekauft oder offensichtlich überwiegend selbst mitgebrachtes. Beliebt scheinen die Tenpack-Biere, Redbull und Eistee, aber auch Pescafrizz und andere mehr oder weniger starke Alkoholika werden in gemütlicher Runde ausgetrunken. Die Überreste werden entweder in einem der grossen, blauen Müllcontainer entsorgt, vor den kleineren, zu späterer Stunde bisweilen überquellenden Mühleimern aufgeschichtet oder einfach liegengelassen. Diese Beschreibung verdeutlicht, dass es für unterschiedliche Lebenslagen und Budgets möglich ist am Fluss zu verweilen. Konsumation ist direkt vor Ort möglich, ebenso kann Mitgebrachtes konsumiert werden oder auch ohne konsumieren zu müssen am Rheinbord geblieben werden.

Soziale Kontakte, Kommunikation und Interaktion gelten als wichtige Eckpfeiler für den Aufenthalt am Rheinbord. – Statt Angebote der Nachtökonomie zu konsumieren, wird auch alternativ das Wochenende am Rhein durchgefeiert. Der Rhein genügt dann und die entsprechenden Getränke werden selbst organisiert. Beeindruckend in diesem Zusammenhang scheinen die Selbstverständlichkeit und die Selbstsicherheit, die die interviewten männlichen Jugendlichen an den Tag legen.

*„Am Wochenende sind wir etwa zehn, fünfzehn Leute so, zwanzig manchmal sogar. Und da kommen wir her, schauen ob etwas läuft oder so, eine Party oder irgendetwas und wenn nichts läuft, bleiben wir da und dann gehen ein paar noch Bier kaufen oder so.“ (junger Mann)*

Diese bisweilen exzessiven Parties können auch abschreckend wirken bei erwachsenen Rheinbordnutzenden. Teilweise wird der Rhein dann gemieden, sich vom Gedränge und dem übermässigen Konsum vor allem junger Leute distanziert, gelegentlich auch relativ verallgemeinernd über den Sittenzerfall der heutigen Jugend hergezogen.

*„Das drängt sich dann auch richtig, an den Wochenenden. Ja, extrem. Bei so einem Wetter ist da der Bär los.“ (G. P.)*

*„Einfach, das ist nicht meine Welt, ich habe nichts gegen diese Leute, aber Alkohol, Zigaretten, Haschisch, Marihuana, und diese ‘HipHopp-tzgsch-tzgsch-tzgsch-tzgsch-Musik’, ist nicht meine Welt, ist nicht meine Frequenz!“ (D. S.)*

Prinzipiell werden jedoch die Möglichkeiten des Konsums ohne Zwang gerade für unterschiedliche Menschen auf unterschiedliche Weisen von den interviewten Raumnutzenden überaus geschätzt.

*„...kommt auf den Geldbeutel an, manchmal trinke ich einen Kaffee, aber seltener. Ich laufe vor allen Dingen und setze mich auch mal hin und geniesse die Sonne, wenn sie wenig, sowieso rar ist.“ (G. P.)*

Vereinzelt werden auch Stimmen laut, die eine gewisse Angst vor (noch) mehr kommerziellen Anlässen am Rhein befürchten, die dann eben diese freie Wahl des Konsums oder auch keines Konsums einschränken könnten. Insbesondere das freie und unabhängige Bewegen an einem Ort mit einem durchmischten Publikum gilt als besondere Qualität des Rheinbords. Das Bedürfnis und die Wertschätzung auch kostenlos und ohne Konsumzwang sich das Rheinbord aneignen zu können tritt deutlich zutage.

*„Ich finde da ist das Mass eigentlich erreicht von so Festen. Ich bin eben wie gesagt eher so der Freund von Sachen, die sich möglichst spontan ergeben, also eben freies Leben, aber jetzt organisierte Feste und grosse riesige Feste, das finde ich könnte es eher sogar ein wenig weniger haben.“ (M. O.)*

Im Zusammenhang mit Konsum wird erneut, nicht nur im Zusammenhang mit körperlichen Aktivitäten wie dem Schwimmen, betont, dass leichtsinniges Wegwerfen oder Liegenlassen von Abfall (Littering) ärgert. Bisweilen wird sogar von einem schizophrenen Verhalten gesprochen, wenn es darum geht den Umgang mit der Natur, dem Rhein, der ja eigentlich als das Kapital der Stadt gilt, zu bewerten. Da ja gerade der Rhein respektive das Rheinbord auch als symbolischer Ort per se konsumiert wird.<sup>44</sup>

---

<sup>44</sup> Vgl. Hellmann 2008, Ausführungen in der Fallstudie St. Gallen.

### **g) Gestaltung**

Fragen zur Gestaltung des Rheinbords, sei dies bezüglich detaillierter baulich-gestalterischer Elemente oder übergreifender architektonischer Anlage oder Form am Rhein werden knapp und ausserordentlich oberflächlich beantwortet. Sie scheinen ohne Belang zu sein – bei allen InterviewpartnerInnen.

*„Was soll ich sagen? Von der Gestaltung [...] ich finde, für mich ist das nicht weiter tragisch. [...] Für mich müsste man jetzt nicht diese, diese Rheinpromenade gigantisch toll bauen, wie jetzt die da unten. Man will das ja auch, glaube ich, weiterziehen. Also, das wäre, ich finde es jetzt nicht nötig. Das eilt jetzt nicht.“ (G. P.)*

Fragen zu Veränderungswünschen oder Vorstellungen wie das Rheinbord künftig aussehen sollte, werden eigentlich verweigert. Hauptsache die Funktionalität soll erhalten bleiben, d. h. der Zugang zum Wasser für die Schwimmenden, die Rückzugsmöglichkeit direkt ans Wasser etc. Die Frage, inwiefern die Kulisse respektive die Aussicht auf den Fluss, die Schiffe, die Fassaden Grossbasels einen Einfluss auf eine eher fraglose Konsumption der Gestaltung am Rheinbord hat und im Sinne der Marke Basel bei den InterviewpartnerInnen wirkt, soll an dieser Stelle aufgeworfen werden.

*„Man hat irgendwie etwas gerne bekommen und vielleicht will man gar nicht, das sich etwas verändert,“ (junges Mädchen)*

Obschon Aspekte oder Stellungnahmen der InterviewpartnerInnen zu baulich-gestalterischen Elementen am Rheinbord äusserst marginal und unwichtig ausfallen, scheint gerade die Anordnung und die Möglichkeit der gebauten Struktur, die als positiv wahrgenommenen Aspekte der Raumeignung und Raumnutzung zu unterstützen und gewisse diverse Aneignung auch zuzulassen. Gerade im Zusammenhang mit der Ausgestaltung des Rheinbords Richtung Dreirosenbrücke lässt sich anhand der Erkenntnisse dieser Studie kaum abschätzen, inwiefern bei anderer Gestaltung, die Raumnutzenden das Rheinbord dynamisch und flexibel aneignen würden und soziale Kontakte oder Interaktionen stattfinden würden.

#### **4.1.4 Fallspezifische Folgerungen**

Die spezifischen Qualitäten des Rheinbords scheinen aufgrund des erhobenen Datenmaterials grundsätzlich sehr positiv. Mit den Ausführungen zu der Imagination und der Marke Rhein kristallisiert sich ein relativ unkritisches bisweilen auch euphorisch angehauchtes Image des Rheinbords heraus. Die interviewten Raumnutzenden outen sich als regelrechte Fans des Rheins, fühlen sich dort äusserst wohl und wissen mit der Historizität dieses Ort umzugehen.

Die baulich-gestalterische Anlage lässt eine vielfältige Nutzung des Rheinbords zu. Sie führt wohl mit dazu, dass sich unterschiedliche Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts, Herkunft, Milieus und Lebensstilisierung, alleine oder in Gruppen zu ruhigeren oder lauterer Aktivitäten am Rhein aufhalten können. Im Vergleich mit den anderen fünf Fällen scheint der Basler Untersuchungsraum der von äusserst unterschiedlichen Menschen am intensivsten genutzt zu werden.

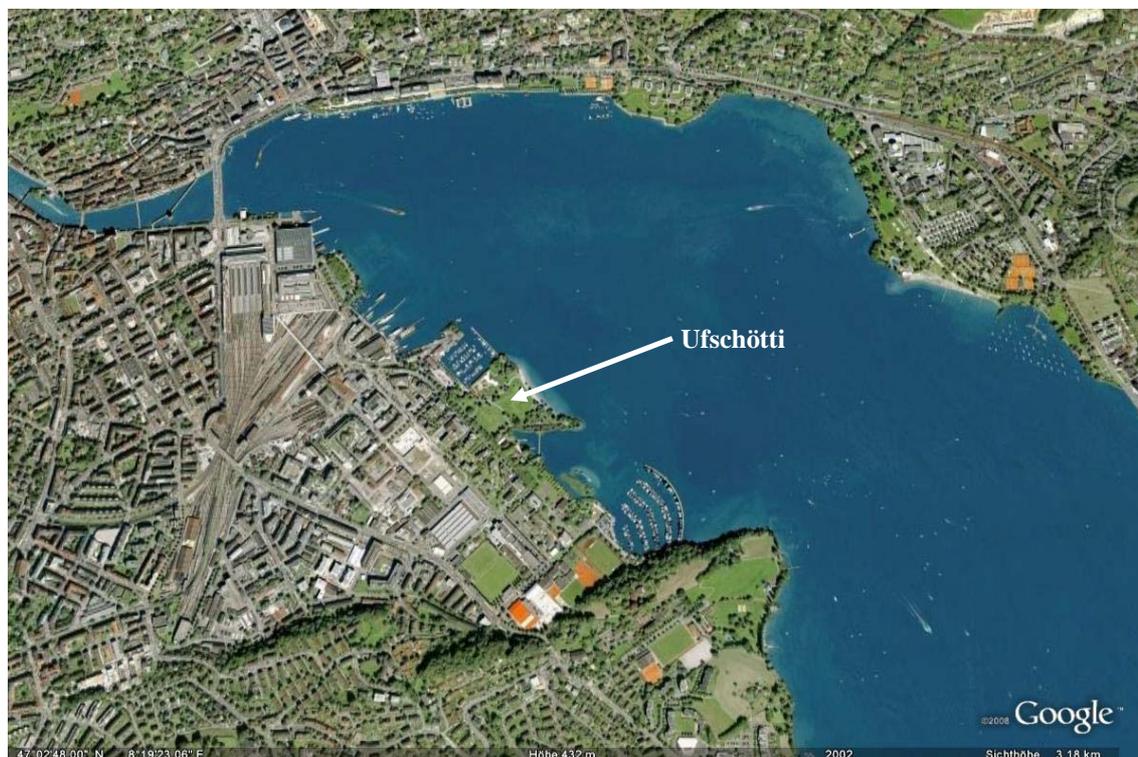
## 4.2 Luzern

### *Abstract*

*Die Ufschötti, ein Park in der Luzerner Bucht des Vierwaldstättersees, wird im Sommer tagsüber von einem durchmischten Publikum besucht, in der Nacht hingegen sind vor allem Jugendliche dort anzutreffen. Geschützt von Dunkelheit und vor den Blicken der Erwachsenen, üben die Jugendlichen in kleineren oder grösseren Gruppen Selbstinszenierungen vor ihresgleichen und eignen sich mit ihren Nutzungs- und Interaktionsformen den Raum während der Nacht an. Die Ufschötti wird zu einem Erfahrungsraum, wo neue Handlungspraxen und Lebensweisen und damit das Erwachsenwerden erprobt werden kann. Die interviewten Jugendlichen - Gruppen und Einzelpersonen - fühlen sich nicht einer bestimmten Szene zugehörig. Als einer Szene zugehörig beschrieben werden Jugendlichen, die sich in anderen öffentlichen Räumen aufhalten, zum Beispiel auf dem Inseli oder auf dem Bahnhofplatz.. Auf der Ufschötti versammeln sich die einzelnen Gruppen unter sich, sind aber in Hör-, Sicht- und Kommunikationsdistanz zu den anderen Gruppen. Durch die Konzentration vieler Jugendlicher an einem Ort wird eine Dichte erzeugt, die die Interaktion zwischen den Gruppen erleichtert. Die daraus entstehende Möglichkeit, viele neue Leute kennen zu lernen, ist einer der Gründe, warum die Ufschötti bei den Jugendlichen so beliebt ist. Als ein weiterer Grund gilt, dass die Ufschötti ein nicht-kommerzialisierter Raum, frei von Konsumzwang ist. Trotzdem ist sie aber ein Ort des Konsums aller Art. Selbst organisiert und nach Bedarf bringen die Jugendlichen ihre Verpflegung mit. Abfall und Verunreinigung als Spuren dieses Konsums stören die Jugendlichen bei den nächtlichen Gelagen nicht, werden jedoch bei der leiblichen Erfahrung der Umwelt, zum Beispiel beim Baden im See, auch von ihnen als störend wahrgenommen. Die nächtliche Ufschötti steht auch als Unsicherheitsort zur Diskussion. Es kursieren viele Geschichten über Gefährlichkeit, welche die Interviewten jedoch nur vom Hörensagen kennen und meistens nicht selber erlebt haben. Beim genaueren Hinhören stellt sich heraus: Es ist sehr friedlich auf der Ufschötti.*

### 4.2.1 Räumliche Beschreibung

In Luzern wurde der Seepark Alpenquai oder die Ufschötti, wie das Gelände gemeinhin benannt wird, als Untersuchungsgebiet ausgewählt.



Luftbild Luzern mit Ufschötti. Google-Earth. 08/12

Die Ufeschötti liegt am linken Seeufer des Luzerner Seebeckens, unweit des Bahnhofs Luzern. Sie ist vom Bahnhof aus in Gehdistanz entlang des Sees oder mit dem öffentlichen Verkehr von der Tribtschenstrasse her gut erreichbar. Mit dem öffentlichen Verkehr ist die Ufeschötti, auch von den Agglomerationsgemeinden und während der Wochenenden im Stundentakt bis spät in die Nacht, gut erreichbar.



Luftbild Ufeschötti: Google-Earth. 08/12

Die Ufeschötti reiht sich ein in die kleineren und grösseren Parkanlagen am linken Seeufer wie dem Inseli und dem Park des Richard Wagner Museums. So ist sie im Sommer vor allem Aufenthaltsort und in den kühleren Jahreszeiten Teil eines Wegnetzes rund um das Luzerner Seebecken. Die Ufeschötti ist eine öffentliche Parkanlage, welche im Sommer als offene Badeanstalt ohne Eintrittsgebühren genutzt werden kann, teilweise wird dann der Strand von BademeisterInnen überwacht.



Sicht vom See Richtung Ufeschötti<sup>45</sup>



Hügelige Wiesen Ufeschötti, Sicht Richtung See<sup>46</sup>

<sup>45</sup> [http://www.4waldstaettersee.ch/default.htm?view\\_VierwaldContent\\_OID=194](http://www.4waldstaettersee.ch/default.htm?view_VierwaldContent_OID=194) 08/12

Die Ufschötti wurde in den 1970er Jahren aus dem Aushubmaterial des Sonnenbergtunnels erstellt – daher auch der Name. Der Bund Schweizer LandschaftsarchitektInnen beschreibt die Ufschötti folgendermassen: „Die Ufschötti umfasst Neuland von 36'000 m<sup>2</sup>, wovon 30'000 m<sup>2</sup> modelliert und mit Rasen und Bäumen begrünt sind. 6'000 m<sup>2</sup> sind naturnah gestaltet. Das ganze Gebiet ist durch ineinanderfliessende Hügel topografisch durchgebildet. So entstehen interessante Eindrücke und der Anteil Grünfläche wird optisch wesentlich grösser.“<sup>47</sup>



Ufschötti: Sandstrand, Blick Stadt Berge. Foto Forschungsteam



Ufschötti: Sandstrand, Blick Richtung Berge. Forschungsteam



Ufschötti: Abendstimmung



Ufschötti: Spielende Jugendliche

Die leicht hügelige Ufschötti ist durchzogen von einem Wegnetz. Zum See hin erstreckt sich ein Sandstrand mit einfacher Infrastruktur wie Duschen und fliessendem Wasser. Der Sandstrand wird von einem Uferweg begrenzt, an dem sich Sitzbänke, grosse Steine und ein Ping-Pong Tisch befinden. Im zur Strasse hin gelegenen

<sup>46</sup> <http://www.bsla.ch/media/sprachfrei/gartenjahr/inner.pdf> 08/12

<sup>47</sup> <http://www.bsla.ch/media/sprachfrei/gartenjahr/inner.pdf>

nordwestlichen Teil der Ufschötti befinden sich ein Kiosk mit ein paar Tischen und Bänken, sowie Toilettenanlagen und eine Telefonkabine.



Ufschötti: Jugendliche am Pingpong Tisch



Ufschötti: Strandbar

Die Parkanlage grenzt im südwestlichen Teil über die Tribschenstrasse an das Entwicklungsgebiet Tribschen mit seinen neuen Wohn- und Dienstleistungsüberbauungen. Stadtauswärts grenzt die Ufschötti an das Gelände der Kantonsschule Alpenquai.

Die Ufschötti ist ein Luzerner Naherholungsgebiet mit einer Panoramasicht auf die Stadt Luzern und auf die Berge. Um das Erholungsgebiet als solches zu schützen, werden auf der Ufschötti keine Bewilligungen für Veranstaltungen und Nutzungen erteilt.

#### 4.2.2 Vorgehen

Die Datenerhebung und die Datenauswertung der Untersuchung der Ufschötti in Luzern erfolgte zu einem grossen Teil über die Diplomarbeit von drei Studentinnen der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit<sup>48</sup>. Die Diplomarbeit wurde im Rahmen des Forschungsprojektes erstellt. Für den vorliegenden Bericht wurde die Datenerhebung und Datenanalyse durch das Team des Forschungsprojektes zusätzlich ergänzt und vertieft.

Die Datenerhebung startete Mitte April 2008 mit Begehungen und Beobachtungen. Ziel dieser ersten Phase war es, die Ufschötti als Ort kennen zu lernen. Die Beobachtungen erfolgten zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten und wurden protokolliert. In dieser Beobachtungsphase wurden bereits erste informelle Gespräche mit NutzerInnen der Ufschötti geführt. Die Protokolle geben Auskunft über Nutzungsformen und Nutzungsdichten, Szenen und Altersgruppen, Interaktionen und Atmosphären. Aufgrund der Auswertung der Begehungs- und Beobachtungsprotokolle wurde der Fokus der fallspezifischen Fragestellung auf die Nutzung und Wahrnehmung öffentlicher Räume von Jugendlichen gelegt. Daraus folgten die Auswahl der InterviewpartnerInnen und die Erstellung eines offenen Interviewleitfadens. Ende Mai bis Mitte Juni wurden je drei Gruppen- und Einzelinterviews mit jugendlichen NutzerInnen der Ufschötti geführt. Diese Gespräche erlauben Einblicke in die subjektiven Sichtweisen, Erfahrungen, Vorstellungen und Wahrnehmungen der jugendlichen NutzerInnen. Informationsgespräche mit Fachpersonen aus der Jugendarbeit, dem Sicherheitsdienst (Securitas) und der SIP (Sicherheit Intervention Prävention) ergänzen die Datenerhebung um einen distanzierteren, professionellen Blick auf die Ufschötti und deren Nutzungen und NutzerInnen. Im Oktober 2008 wurden seitens des Forschungsteams zwei zusätzliche Interviews mit NutzerInnen der Ufschötti durchgeführt.

---

<sup>48</sup> Grob, Dominique; Anne Wegmüller, Alice Lang (2008). Rumbhängen erlaubt! Genderspezifische Untersuchung der Raumwahrnehmung und Raumeignung von Jugendlichen in öffentlichen, seenahen Parkanlagen an den Beispielen Rössliwiese in Zug und Ufschötti in Luzern. Hochschule Luzern: Diplomarbeit.

Im Folgenden werden anschliessend an die Beschreibung des Samples und an die fallspezifische Fragestellung die wichtigsten Themenbereiche beschrieben. Diese Themen kristallisierten sich aufgrund der Analyse des erhobenen Materials heraus. Bei der Darstellung der Themen werden die Protokolle der Beobachtungen sowie die subjektiven Perspektiven der Interviewten in qualitativ-beschreibender Weise verknüpft.

### **Sample und Kurzbeschreibung der InterviewpartnerInnen**

Der Fokus der Untersuchung wurde auf die Raumwahrnehmung und die Raumanewigung von Jugendlichen gelegt. Es fanden insgesamt drei Gruppengespräche mit Jugendlichen zwischen 14 und 25 Jahren, vier Einzelinterviews mit Jugendlichen zwischen 14 und 21 Jahren und ein Interview mit einer 45-jährigen Frau, Mutter von zwei Kindern statt. Die Jugendlichen wurden alle vor Ort angesprochen und für ein Gespräch angefragt. Es war einfacher, Gruppen von Jugendlichen für ein Gespräch zu motivieren als einzelne NutzerInnen für ein Einzelinterview.

Das erste Gruppeninterview vom 9. Mai 08 wurde mit drei jungen Männern und einer jungen Frau zwischen 14 und 15 Jahren aus Kriens durchgeführt. Alle drei gehen in demselben Schulhaus zur Schule und sind seit einem Jahr auf der Ufeschötti anzutreffen.

Am zweiten Gruppeninterview vom 23. Mai 08 beteiligten sich eine 25-jährige Frau, ein 22-jähriger und zwei 17-jährige Männer. Alle wohnen in Emmenbrücke und besuchen die Ufeschötti regelmässig, schon seit etwa zehn Jahren.

Zwei junge Frauen und zwei junge Männer zwischen 15 und 18 Jahren bildeten die Gruppe des dritten Interviews vom 31. Mai 08. Auch sie wohnen in Kriens. Einer der Männer macht eine Lehre, die anderen drei Interviewten gehen zur Schule. Sie verkehren seit ein bis zwei Jahren auf der Ufeschötti.

Mit den Einzelinterviews wurden folgende Personen befragt:

17-jähriger Lehrling aus Kriens, welcher die Ufeschötti seit mehreren Jahren besucht. (31.5.08)

21-jähriger Lehrling, seit sechs Jahren Ufeschötti Besucher. (3. 6.Juni 08)

14-jährige Schülerin der Kantonsschule Alpenquai, welche direkt neben der Ufeschötti liegt. Seit Herbst 2007 hält sich die junge Frau auch abends ab und zu auf der Ufeschötti auf. (7. 6. 08)

14-jähriger Schüler der Kantonsschule Alpenquai, wohnhaft in der Stadt Luzern. Auch er ist seit einem Jahr ab und zu abends mit seinen Kollegen auf der Ufeschötti im Ausgang. (13.10.08)

Zusätzlich wurde im Herbst 2008 ein Interview mit einer 45-jährigen Frau durchgeführt. Die Mutter von zwei Kindern im Alter von 14 und 3 Jahren wuchs in der Agglomeration von Luzern auf, wohnt heute in der Stadt Luzern und besuchte als Jugendliche und junge Frau regelmässig die Ufeschötti. Die Gesprächspartnerin ist Akademikerin und arbeitet im medizinischen Bereich. Zurzeit besucht sie die Ufeschötti kaum, höchstens als Teil eines Spaziergangs am See.

Das zusätzliche Interview mit einer erwachsenen Person wurde ergänzend als Kontrastfolie zu den Interviews mit den Jugendlichen erhoben. Das Gespräch soll Einblick geben in die Raumwahrnehmung der Ufeschötti einer erwachsenen Person und Mutter von einem Jugendlichen und einem Kleinkind, welche die Ufeschötti aus verschiedenen Perspektiven sehr gut kennt.

### **Fallspezifische Fragestellung**

Die Auswertung der Begehungs- und Beobachtungsprotokolle führte zu folgender fallspezifischen Fragestellung:

- Welche Bedeutung hat die Ufeschötti für Jugendliche in ihren Alltagspraxen, respektive ihrer Freizeit und wie nehmen sie den Raum Ufeschötti wahr?

### 4.2.3 Allgemeine Eindrücke zur Ufshötti und deren Nutzungen

#### *Sommertage*

An warmen Sommertagen wird die Ufshötti Luzern als frei zugängliche Badeanstalt am See von Badenden und Spazierenden aller Altersgruppen genutzt. Die grosse Grünfläche zwischen den zwei Hügelzügen der Ufshötti wird für Spiele wie Frisbee, Federball, Jonglieren und Ballspiele genutzt oder es wird auf einem zwischen den Bäumen gespannten Seil balanciert (Slackline). Hingegen dienen die eher hügeligen Wiesen zum Sonnenbaden und Rumhängen. Hier wird gelesen, geflirtet, geschlafen, beobachtet, diskutiert und getratscht. Am langen Sandstrand und im seichten Wasser spielen viele Kinder. Die Ufshötti wird von allen Altersgruppen als Erholungs- und Badeort genutzt. Es ist ein dichtes Nebeneinander von Kindern und Erwachsenen von aktiv Spielenden und Ruhe Suchenden, von Essenden und Sonnentankenden von SchülerInnen und Erwerbstätigen in ihrer Mittagspause. Die Stimmung wirkt friedlich.

*„Es hat ganz Junge natürlich, es hat viele ausländische Gruppen, es hat viele Kantischüler, viele Leute, die mit den kleinen Kindern auf die `Ufshötti` gehen, bei denen ich eher das Gefühl habe, dass sie eher ein wenig alternativ sind. Dann sind mir letztes Mal Latinogruppen aufgefallen, die dann gerade mit dem Grill und mit Musik auffahren. Und dann hat es noch ganz viele andere. Also mich dünkt, an einem schönen Tag ist es voll mit ganz vielen verschiedenen Leuten. Es ist nicht „Senioren lastig“, es ist relativ durchmischt aber eher von Mittelalter an abwärts.“ (Einzelinterview, Mutter)*

#### *Sommernächte*

Wenn sich nach einem Sommertag langsam die Dunkelheit auf der Ufshötti legt, verändert sich das Bild der NutzerInnen. Familien mit Kleinkindern und Erwachsene verlassen die Ufshötti, zurück bleiben die Jugendlichen. In warmen Sommernächten sind es bis zu 150, die in verschiedenen Gruppen den Sandstrand, den Pingpong Tisch oder die Sitzbänke am Strandweg in Beschlag nehmen.

Seit der Sommersaisons 2005 gibt es die Ufshötti-Strandbar. Die Strandbar öffnet jeweils ab Mitte Mai an Wochenenden, ab Juni bis Ende Sommer läuft der Betrieb täglich von 16 bis 24 Uhr. Dieses Angebot besteht nur bei schönem Wetter. Die Strandbar wird im Auftrag der Stadt Luzern vom Verein „Pro Ufshötti“ betrieben. Die Bar ist einbezogen in das Massnahmenpaket der Stadt Luzern „Gemeinsam gegen die Auswüchse des Nachtlebens“<sup>49</sup>. So bieten denn die Betreiber und Betreiberinnen der mobilen Bar nicht nur Getränke an, sondern sorgen vor allem am Abend und in der Nacht für eine Kontrolle im Uferbereich und halten während der Öffnungszeit die Umgebung der Bar sauber. Zusätzlich patrouillieren die Polizei, die Securitas und die SIP vor allem während der Nachtzeiten durch die Ufshötti.

#### *Winterruhe*

In den weniger warmen Jahreszeiten sind die Bänke der Ufshötti mittags gelegentlich belegt mit Erwerbstätigen aus der Umgebung, die ihren Mittagslunch an der frischen Luft geniessen. Zudem wird die Anlage zum Spazieren und Joggen genutzt, sie ist Teil des Wegnetzes rund um das Luzerner Seebecken.

#### **Themen und Tendenzen**

Im Mittelpunkt des Interesses stehen Fragen zu den Alltagspraxen der Jugendlichen auf der Ufshötti vor allem während der Abend- und Nachtstunden. Dabei interessieren Aneignungsmuster dieses öffentlichen Raums durch die Jugendlichen und die Interaktionen der Jugendlichen untereinander.

---

<sup>49</sup> Vgl. <http://www.stadt Luzern.ch/default.aspx?PageId=2498>.

## a) Der Erfahrungsraum

Ist die Ufschötti im Sommer tagsüber vielfältig und dicht bevölkert und genutzt, sind in der Nacht vor allem die Jugendlichen dort anzutreffen. Sie treffen sich beim Sandstrand in Gruppen und geniessen den Schutz der Dunkelheit. Sie hängen, schwatzen, foppen sich, flirten, schmusen, essen, trinken, rauchen und kiffen.

*„Es machen alle dasselbe. Saufen, kiffen, reden, hängen. Sind alle zusammen!“ (Junger Mann, Einzelinterview Ufschötti vom 31. Mai 2008)*

Mit ihren Nutzungs- und Interaktionsmustern und damit mit ihren eigenen Interpretationen und Wahrnehmungen vom Raum eignen sich die Jugendlichen den Raum an. Rauman eignung von Jugendlichen, so Muri und Friedrich in ihrer Studie über Aneignung von öffentlichen Räumen von Jugendlichen und Kinder, *„hat immer auch damit zu tun, Erwachsenenräume bzw. Erwachsenenöffentlichkeit verändernd oder zumindest gestaltend – v. a. durch repräsentierendes Verhalten – in Besitz zu nehmen.“* (Muri, Friedrich 2008:60).

Aneignung in diesem Zusammenhang bedeutet also – in Abgrenzung zu der Erwachsenenwelt – die produktive und kreative Gestaltung von (sozialen) Räumen und damit die Erhöhung des Selbstbestimmungsgrades. Insofern ist die Ufschötti und insbesondere die nächtliche Ufschötti für die Jugendlichen ein Übungsraum, ein Raum der erlaubt Erfahrungen zu sammeln. Sie ist ein Ort, wo neue Handlungspraxen und Lebensweisen, wo das Erwachsenwerden erprobt werden kann<sup>50</sup>. Die geografische Lage der Ufschötti, zentral, gut erreichbar und doch abgeschirmt vom städtischen Nachtleben der Erwachsenen, sowie die Dunkelheit der Nacht schützen die Jugendlichen und ihre Tätigkeiten vor den Blicken der Erwachsenen. Inwiefern gerade diese Abgeschirmtheit des nächtlich dunklen Rückzugsortes mitverantwortlich ist für die Konstruktion von Geschichten, Gerüchten und auch Ängsten bei den Erwachsenen und Eltern der Jugendlichen, bleibt zu fragen.

*„Das sind so die gemütlichen Plätze am See von Luzern, wo du eben, wie er schon gesagt hat, kiffen, hängen kannst ... ein bisschen das machen, was das Mami nicht sehen sollte, mit vierzehn, dreizehn.“ (Junger Mann, Gruppeninterview, 23.5.08)*

*„Ja am See ist es schön und eh, keine Polizei, es ist einfach ruhig, wir können machen was wir wollen.“ (Junge Frau, Gruppeninterview Ufschötti vom 9. Mai 2008)*

*„Wenn du noch jünger bist, wenn du nicht überall gesehen werden willst, wenn du halt mal eins rauchst oder so, am Tag, ist es hier voll abgelegen. Du kannst jederzeit friedlich eins rauchen, ohne dass jemand stresst. (Gruppeninterview, 23.5.08)*

Für die jüngeren Jugendlichen (14-16 Jahre) ist die Ufschötti Ort, wo verschiedene erste Erfahrungen mit KollegInnen gemacht werden können. Es sind unter anderem Erfahrungen im sozialen Umgang und in der Kontaktnahme mit anderen Jugendlichen. Für ältere Jugendliche (17-25 Jahre) verliert die Ufschötti diese Bedeutung zusehends. Für sie scheint dieser Erfahrungsraum nicht mehr so wichtig zu sein. Es ist zu vermuten, dass sich für die älteren Jugendlichen neue Sozialräume öffnen, in denen Handlungspraxen erprobt werden, die für die Entwicklung deren Lebenswelten bedeutsamer sind. So grenzen sich denn auch die älteren Jugendlichen gegenüber den jüngeren ab.

*„Ich weiss noch, vor einem Jahr ist die Sache noch ganz anders gewesen. Da ist es mir voll normal vorgekommen und jetzt, ich bin siebzehn und ich komme mir jetzt schon dort vorne blöd vor, wenn ich die Vierzehnjährigen sehe, die voll am herumschreien sind, einfach das Teeniegetue. Dann denke ich, Scheisse, sind wir auch so schlimm gewesen? Da komme ich mir - ich bin erst siebzehn - aber da komme ich mir alt vor. Das ist eigentlich mega 'strub', in wie kurzer Zeit das so geht.“ (Gruppeninterview 23.5.08)*

Die Jugendlichen lassen sich wie oben beschrieben, nicht irgendwo im Park nieder, sondern suchen sich in Gruppen ihren Ort beim Sandstrand, dem Pingpong Tisch, den grossen Steinen oder den Bänkli am Strandweg. Diese Elemente können temporär gut angeeignet und umfunktioniert werden in Inszenierungsflächen.

---

<sup>50</sup> Vgl. zum Thema Übergangsräume Fallstudie St. Gallen

„Ja, also wir sind nun meistens hier beim Pingpong Tisch, also die von Kriens. Dann gibt es die, die dort drüben sitzen.“ (Gruppeninterview, 9.5.08)

„Ja nein, am Abend sind die Leute einfach nur bei den Bänkli“.  
„Hat was, ja. Dort ist es auch hell.“ (Gruppeninterview 23.5.08)

„Wir sind eigentlich meistens hier. Meistens beim Tisch, oder beim Pingpong Tisch.“ (Gruppeninterview 31.5.08)

Die leicht erhöhten Plattformen werden sodann für kleine, spontane Tanz- und Akrobatikvorstellungen, als RednerInnenpult oder als Aussichtsturm genutzt. Spielerisch und erfinderisch inszenieren sich Jugendliche in ihrer Gruppe. Der nächtliche eher dunkle Raum der Ufeschötti scheint dafür einerseits genügend Freiraum zu geben. Andererseits wird durch die Konzentration der Nutzung an diesem einen Ort auf der Ufeschötti, dort im Sandstrand, eine bühnenartige Szenerie geschaffen. Die einzelnen Gruppen sind für sich, aber in Hör-, Sicht- und Kommunikationsdistanz zu den anderen Gruppen. Die Jugendlichen erzeugen eine gewisse Dichte an diesem Ort, die erlaubt den Raum als Selbstinszenierung, als kleine Bühne zu nutzen.<sup>51</sup>

Die Ufeschötti ist keine Bühne auf der sich die jugendlichen Gruppen oder Szenen vor einer Erwachsenenwelt inszenieren wollen. Sie ist vielmehr ein Ort, wo Selbstinszenierungen vor Seinesgleichen geübt, Erfahrungen gesammelt werden können. Das Alltagstheater findet hier in diesen kleineren, subtilen Sets und mit der eigenen Gruppe als Theaterensemble, in Sichtweite von ähnlichen anderen Gruppen statt. Erving Goffman (1988) verweist mit seiner interaktionistischen Handlungstheorie auf die Entwicklung des Selbst durch die tägliche Inszenierung. Soziale und persönliche Identitäten der Akteure und Akteurinnen, so wird in diesem dramaturgischen Ansatz von Goffman angenommen, werden aus der Teilnahme am Prozess symbolischer Interaktion gewonnen. Das Selbst wird dabei fortlaufend im Kontext institutioneller und kultureller sozialer Wirklichkeit konstituiert. „Eine richtig inszenierte und gespielte Szene veranlasst das Publikum, der dargestellten Rolle ein Selbst zuzuschreiben, aber dieses Selbst ist ein Produkt einer erfolgreichen Szene, und nicht ihre Ursache.“ (Goffman 1988:231) Soziales Handeln wird dabei als ein Prozess symbolisch vermittelter Interaktion verstanden, in dem wechselseitig Bedeutung ausgetauscht, entwickelt und ausgehandelt wird.<sup>52</sup> Muri und Friedrich verweisen dabei auf die Bedeutung von interaktivem und kommunikativem Handeln im Jugendalter. „In dieser Lebensphase wird insbesondere der Aufbau von Handlungskompetenzen relevant, die auf einem reflektierten, identitätsstiftenden Selbstbild beruhen. Identität meint dabei die Kontinuität des Selbsterlebens auf der Basis des Selbstbildes, die sich aus der Übereinstimmung zwischen den eigenen Handlungskompetenzen und den jeweiligen Handlungsanforderungen herstellen sollte.“ (Muri Friedrich 2008:48)

Die nächtliche Ufeschötti als Rückzugsort erscheint dabei als ein wichtiger Erfahrungsraum in der Entwicklung der Jugendlichen.

## **b) Der Treffpunkt**

„Wir kommen eigentlich immer am Wochenende hierher. Also das ist einfach der Platz, wo wir jeweils sind, einfach so mit den Kollegen treffen und so und ein bisschen chillen. Einfach so. Es ist einfach unser Treffpunkt, sozusagen. Wir sind eigentlich jedes Wochenende hier. Wir sind immer in der Gruppe hier, und dann kommen auch noch viele andere hinzu, welche wir auch kennen. So sind es nie weniger als dreissig, meistens.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)

Die jüngeren Jugendlichen treffen sich kaum zufällig auf der Ufeschötti. In der Regel verabreden sie sich an einem zentraleren Ort, sei dies zum Beispiel für die Gruppe aus Kriens auf dem Dorfplatz in Kriens oder für die städtischen Jugendlichen bei der Bushaltestelle oder auch beim Bahnhof, dann können noch ausreichend

---

<sup>51</sup> Vgl. Pilotprojekt St. Gallen, Kapitel: Dichten – Brachen.

<sup>52</sup> Vgl. Muri, Friedrich 2008: 48.

Getränke und Verpflegung für die Nacht gekauft und mitgebracht werden. Anschliessend gehen sie gemeinsam in der Gruppe auf die Ufschötti und auch wiederum von da weg. Verabredungen und Treffpunkte werden in der Schule oder per MSN (Chat) getroffen.

*„Ja, wir treffen uns in Kriens und dann gehen wir auf den Bus“ (Gruppeninterview, 8.5.08)*

Für ältere Jugendliche, die die Ufschötti und ihre NutzerInnen sehr gut kennen und sich in diesem Sozialraum gewandter bewegen, ist die Ufschötti auch Treffpunkt. Sie gehen alleine in den Park im Wissen darum, FreundInnen anzutreffen, mit denen der Abend verbracht werden kann.

*„Ja, bei mir ist es auch so. Jedes mal wenn du auf die „Schötti“<sup>53</sup> gehst, kannst du genau wissen; du kannst alleine gehen, aber irgendjemanden kennst du sowieso.“ (Gruppeninterview 23.5.08)*

Für die älteren Jugendlichen ist die Ufschötti nicht der Ausgehort an und für sich, sondern Ausgangspunkt für die weiteren Aktivitäten in einer Nacht.<sup>54</sup>

*„Also ich komme einfach am Anfang hierher. Bevor ich an irgendeine Party gehe, komme ich hierher und sehe immer ein paar Leute, die ich kenne. Dann kann man vielleicht auch noch fragen, ob sie auch noch in den Ausgang kommen. Und anschliessend dann einfach an die Party.“ (Jugendlicher, Gruppeninterview 23.5.08)*

Die Ufschötti scheint ein Treffpunkt für Jugendliche aus der Stadt Luzern aber auch aus der Agglomeration zu sein. Gerade für die Jugendlichen aus den Agglomerationsgemeinden, in diesem Fall aus Kriens, ist die Ufschötti ein Treffpunkt fern von sozialer Kontrolle. Als Gegenbeispiel wird von den Krienser Jugendlichen die Situation in ihrer Gemeinde beschrieben. Ein Treffpunkt in einem Park in Kriens löse permanent Konflikte mit Anwohnenden aus, da er mitten im Wohnquartier liegt. Die Ufschötti hingegen, so wird von den Jugendlichen erzählt, bietet Anonymität und Freiheiten, die in der Agglomerationsgemeinde nicht möglich sind.<sup>55</sup>

*„Im Park dort hat es rundherum Häuser, dann rufen die halt an und dann muss die Polizei kommen und uns aufschreiben, das ist unangenehm mit der Zeit. Und hier hats auch nicht so viele Häuser in der Nähe. Ja, da stört es am wenigsten Leute, wenn man auch ein wenig lauter ist und vielleicht mal ein Bier auf den Boden fällt und kaputt geht oder so.“ (Gruppeninterview, 8.5.08)*

*„Ja, in Kriens ist es einfach so, dort reklamieren immer alle. Und dann kommt immer die Polizei. Dort darf man gar nicht laut sein. Und vor allem: hier sind auch viel mehr Leute, die wir kennen und so.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

### **c) Die Interaktionen zwischen den Gruppen**

Die einzelnen interviewten Gruppen und Einzelpersonen fühlen sich nicht einer bestimmten Szene zugehörig aber sie identifizieren ihre Gruppe über verschiedene Merkmale wie, im selben Schulhaus zur Schule gehen oder über die Wohnortsgemeinde. Szenenzugehörigkeiten zu „Punks“ oder „Emos“ werden Jugendlichen, die sich in anderen öffentlichen Räumen aufhalten, zum Beispiel auf dem Inseli oder auf dem Bahnhofplatz, zugeschrieben.<sup>56</sup>

*„Wir sind nicht am Bahnhof, wir sind in der "Schötti", am Bahnhof sind die Punks“ (Gruppeninterview, 8.5.08)*

---

<sup>53</sup> Die Ufschötti wird bei den Jugendlichen auch oft mit „Schötti“ benannt.

<sup>54</sup> Vgl. Fallstudie Zürich

<sup>55</sup> In der Fallstudie Schaffhausen lassen sich hierzu punktuell Parallelen erkennen.

<sup>56</sup> Vgl. Pilotstudie St. Gallen. Vor allem der Bahnhofplatz als Transitraum ist ein Ort mit grossem Bühnencharakter Jugendgruppen oder Szenen können sich an einem solchen Ort gut vor einem durchmischten Publikum inszenieren. Dies vielleicht ein Grund, warum sich diese auf bestimmte Weise „sichtbarer“ Szenen eher am Bahnhof treffen denn auf der Ufschötti.

*„Nein, nicht unbedingt. Es ist eigentlich eher so beim Bahnhof. Ja, beim Bahnhof. Ja, dort sind, mega verschiedene Gruppen. So Skins und Punks und so.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

Ein Mädchen von der Ufschötti berichtet, dass die äusserlich sichtbare Szenenzugehörigkeit die Kontaktmöglichkeit zu anderen Jugendlichen einschränke.

*„Wenn man etwas neutral ist, kann man auch mit Leuten aus verschiedenen Szenen zusammen sein.“ (Junge Frau, Einzelinterview 7.6.08)*

Die Gruppen von Jugendlichen auf der Ufschötti halten sich beim Sandstrand, dem dortigen Pingpong Tisch und den Bänkli entlang dem Strandweg alle auf engem Raum auf. Meist lassen sich die kleineren oder grösseren Gruppen an demselben Ort nieder, es scheint, als würden sie ihren „Stammplatz“ besetzen. Die Jugendlichen schwatzen, flirten, schäkern mit ihren Freunden und Freundinnen, sie hängen und spielen, sie rauchen und trinken, sie hören Musik mit ihren Kollegen und Kolleginnen. Sie besetzen ihren Platz mit ihren Kollegen und Kolleginnen. Von diesem Ort aus wird jedoch auch interagiert mit andern Gruppen. Es werden einzeln oder gemeinsam Ausflüge zu anderen Gruppen gemacht, weil die anderen Musik oder Zigaretten dabei haben, weil man jemanden kennt oder schlicht, weil es in der eigenen Gruppe zu langweilig wird.

Die Ufschötti bietet die Möglichkeit, viele neue Leute kennen zu lernen. Das scheint auch mit ein Grund zu sein, warum die Ufschötti bei den Jugendlichen als Treffpunkt so beliebt ist.

*„Das Beste ist einfach man lernt neue Leute kennen oder so, also wirklich viele Leute kennen, weil eben recht viele dorthin gehen“ (Einzelinterview Jugendlicher 14 Jahre)*

*„Ja, da trifft man einfach die meisten Leute, das hat sich so in den letzten Monaten, Jahre, hat sich das als Jugendliventreffpunkt entwickelt und dann trifft man einfach am meisten Leute hier.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

*„Ja, da ist es einfach am lustigsten, weil da kennt man am meisten Leute und dann kommen auch noch Leute von Luzern und andere, die man auch kennt, vom Ausgang und so. Und das ist einfach viel lustiger, als wenn man halt in Kriens ist und nur im eigenen Grüppchen.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

In den Interviews werden zwei verschiedene Möglichkeiten, wie Kontakte zwischen den Gruppen oder zu anderen Jugendlichen entstehen können, beschrieben. Einerseits werden diese durch einzelne Gruppenmitglieder, die jemanden aus einer anderen Gruppe kennen, geschlossen. Neue Kontakte werden dabei über bestehende Netze geknüpft.

*„Meistens kennt irgendjemand noch irgendjemanden und nimmt den auch noch mit und der kennt auch noch irgendjemand, und so lernst du schon Leute kennen.“ (Jugendlicher, 14 Jahre, Einzelinterview)*

Andererseits entstehen Kontakte dadurch, dass auf der Ufschötti immer wieder dieselben Leute anzutreffen sind. Über diese Vertrautheit können Kontakte entstehen.

*„Ja man sieht die ja immer wieder da, also lernt man sich auch kennen.“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufschötti vom 9. Mai 2008)*

*„Das Beste, ja einfach man lernt neue Leute kennen oder so, also wirklich viele Leute kennen weil eben recht viele dorthin gehen.“ (Jugendlicher, Einzelinterview, 14 Jahre)*

Die Dunkelheit der Nacht schützt die Jugendlichen nicht nur vor den Blicken der Erwachsenen, sondern enthemmt auch die eigene Schüchternheit.

*„Der Kontakt unter den Gruppen findet eigentlich gar nicht so statt. Und sobald es dunkel wird, dann beginnt das irgendwie so. Und da und dort, geht einer dort hin oder dort rüber. Man sieht es halt einfach nicht. Es ist so ein bisschen das Heimliche, so ein bisschen das ... eben, Sachen machen, welche nicht gleich jeder sehen soll.“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufschötti vom 23. Mai 2008)*

*„Und zuerst ist es einfach immer ein bisschen langweilig. Bis es dunkel wird, einfach ab zehn Uhr wird es etwa wieder, lustiger. Ja, dann haben wir es wieder lustig. Dann müssen einfach schon wieder die ersten nach Hause.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

Nicht eine Strategie sondern eher ein Grund, warum überhaupt Kontakte zu anderen Gruppen oder Jugendlichen hergestellt werden scheint die Langeweile zu sein.

*„Wenn es dann mega langweilig ist, sogar wenn es dunkel ist und mega langweilig ist, gehen wir einfach weg und dann gehen wir zu einem anderen Grüppchen.“ (Junge Frau, Gruppeninterview Ufschötti vom 31. Mai 2008)*

*„Ja manchmal gibt es eine Runde, dann gehen wir eine Runde. Es kommt nicht oft vor! Aber, es kommt vor, ja. Wenn es langweilig ist oder so, ja, drehen wir eine Runde. Ist nicht oft langweilig mit Obernauern und Kriensern.“ (Junger Mann, Einzelinterview Ufschötti vom 31. Mai 2008)*

#### **d) Frei von Konsumzwang**

Die Ufschötti ist ein frei zugänglicher Raum ohne Zwang zum Konsum. Abgesehen vom Kiosk und der Strandbar gibt es keine Konsumationsmöglichkeiten auf der Ufschötti selbst. Zudem ist die Ufschötti einer der wenigen öffentlichen Räume der Stadt Luzern, auf denen keine Veranstaltungen durchgeführt werden dürfen. Es findet insofern keine temporäre Kommerzialisierung oder Absperrung dieses Raumes statt. Die Jugendlichen betonen die Wichtigkeit dieses nicht kommerzialisierten Raumes, der ihnen Freiheit gibt, sich solange sie Lust und Möglichkeit haben, in diesem Raum aufzuhalten. Sie wünschen sich, dass sich diese Situation nicht verändert.

*„Wenn man wenig Geld hat, kann man, statt sonst in einen Klub reinzusitzen, wo sowieso alles übersteuert ist, am Bahnhof etwas holen und da hat man einfach einen schönen Platz, wo man einfach sein kann. Das finde ich eigentlich noch gut.“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufschötti vom 23. Mai 2008)*

*„Es ist wie Ausgang der gratis ist, ausser wenn du etwas trinken willst oder rauchen, oder weiss Gott was, das musst du natürlich schon bezahlen, aber es kommt generell billiger, wenn du an den See gehst, anstatt wenn du ins Galvanik oder ins Topas gehst.“ (Junge Frau, Einzelinterview Rössliwiese vom 6. Juni 2008 )*

*„Du lernst eigentlich mega schnell mega viele Leute kennen, ohne dass du auch, wie die anderen schon gesagt haben, viel Geld aus gibst. Hm. Es ist schon noch eine geile Location dadurch.“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufschötti vom 23. Mai 2008)*

*„Sie sollten es nicht irgendwie sperren, also ja das können sie ja gar nicht, oder sie sollen nicht irgendwie sagen, ab zehn Uhr darfst du nicht mehr dort durch. Aber das können sie nicht machen, es würden ja trotzdem Leute dorthin gehen.“ (Jugendlicher 14 Jahre)*

Interessant in diesem Zusammenhang erscheint die Strategie der Stadt Luzern im Kampf gegen die „Auswüchse des Nachtlebens“<sup>57</sup>. Mit Konsumangeboten und damit mit einer gewissen Kommerzialisierung des öffentlichen Raums wird auf die Aneignung des Raums durch die Jugendlichen reagiert. Beispiel ist hier nicht nur die Strandbar-Ufschötti, sondern auch die Buvette auf dem Inseli und die Stadt-Lounge auf dem Bahnhofplatz.

Alle drei Projekte laufen vor dem Hintergrund von sozialer Kontrolle im öffentlichen Raum. Es ist der Versuch, mittels soziokultureller Einbindung statt Repression den Raum zu kontrollieren. In wieweit diese Projekte tatsächlich den Charakter „von Jungen für Junge“<sup>58</sup> beibehalten und nicht eine Pionierfunktion in der Kommerzialisierung dieser Räume einnehmen und damit die Räume für ein durchmischteres und zahlungskräftigeres Publikum vorbereiten, muss beobachtet werden und hängt wohl nicht zuletzt mit den Bedingungen für die Bewilligungen dieser Bars ab. Die interviewte Mutter schätzt die Supervisionsfunktion der

---

<sup>57</sup> Vgl. Internetsite der Stadt Luzern, gefunden am 12.12.08 unter: <http://www.stadt Luzern.ch/default.aspx?pageid=2498>.

<sup>58</sup> Ebd.

Strandbar-Ufschötti, betont jedoch, wie die Jugendlichen auch, die Wichtigkeit von frei zugänglichen, nicht kommerzialisierten Räumen in der Stadt Luzern.

*„Dass dies ein freier Ort ist, wo man hingehen kann und wo es cool ist, das finde gut. Dass man dort eine Bar macht, damit auch in der Nacht jemand da ist, der eine Art Supervisionsfunktion übernehmen kann, das finde ich gut. Es muss so Plätze geben, die frei zugänglich sind.“ (Einzelinterview, Mutter)*

Die jungen Jugendlichen sind auf solche nicht-kommerzialisierten frei zugänglichen Treffpunkte nicht nur wegen ihres wohl eher kleineren Budgets, sondern auch weil sie zu andern Orten noch keinen Zugang haben, angewiesen.

Obwohl die Ufschötti ein nicht-kommerzialisierter öffentlicher Raum ist, ist der Park ein Raum des Konsums.<sup>59</sup> Zum einen bietet sich der Raum selbst wie seine Aussicht oder seine Wiesen, der Strand zum Konsum an. Für die Jugendlichen ist die Ufschötti in erster Linie sozialer Ort. Sie ist Treffpunkt, Aufenthaltsort, Rückzugsort, nicht kontrollierter Ort, Ort des Austausches und des sich Kennenlernens. Die Ufschötti ist für sie aber auch Ort des Konsums aller Art. Die Jugendlichen organisieren sich, bringen ihre Getränke und ihre Verpflegung mit in den Park.

*„Wir haben es schon. Weil wir das Zeug beim Bahnhof gekauft haben. Wir haben schon alles.“ (Gruppeninterview 31.5.08)*

Ein Teil ihrer Tätigkeiten im Park ist das Konsumieren. Nicht zuletzt hinterlässt dieser Konsum auch Spuren in Form von Abfall, welcher dann bei Tageslicht ins Auge sticht. Nicht erstaunlich ist es, dass die Jugendlichen sich als beinahe einzige Veränderung für die Ufschötti einen Coop oder einen Tankstellenshop in nächster Nähe wünschen.

### **e) Wahrnehmung unterschiedlicher Sauberkeiten**

Die zunehmende Verschmutzung der Ufschötti wird von den Jugendlichen wahrgenommen. Die Gruppe älterer Jugendlicher erinnert sich, dass es früher nicht so schlimm gewesen sei. Früher sei die Ufschötti auch noch vielmehr ein Refugium von Freiheit gewesen. Diese jugendlichen ‚Ufschötti-Veteranen‘ zeichnen ein Bild von zunehmender Repression und gleichzeitig zunehmender Verschmutzung und scheinen sich damit auch gegenüber den früheren Jugendphasen und den jüngeren Jugendlichen zu distanzieren.

*„Wie soll man sagen? Das ist irgendwie so ein bisschen das Refugium von der Freiheit gewesen. Und es dünkt mich, es ist schon mehr kontrolliert inzwischen. Ja aber, es gibt auch das Problem, so vor etwa drei oder vier Jahren irgendwie ist es total massiv geworden mit dem Abfall und mit dem Littering.“ (Gruppeninterview, 23.5.08)*

Abfall und Scherben scheinen die Jugendlichen unterschiedlichen Alters jedoch nicht weiter zu stören bei ihren nächtlichen Gelagen. Abfall wird sowohl von den Jugendlichen als auch von der erwachsenen Mutter erst dann zur Sprache gebracht, wenn der Körper unmittelbar mit dem Abfall in Berührung kommt, sei dies zum Beispiel beim Schwimmen im See oder beim Spiel der Kinder am Boden oder im Sand<sup>60</sup>. In solchen Situationen der leiblichen Erfahrung der Umwelt, wird die Versehrtheit des Körpers bewusst. Dann stört die Verschmutzung speziell.

*„Ich finde es ein wenig `gruusig`, also das heisst, mit dem Kind dort im Sand spielen ist eher ein No-Go. Es ist dreckig. Es hat unglaublich viele Zigarettenstummel, das letzte Mal hatte es Hundekot gehabt, den die kleine Tochter in der Hand hielt. Es wirkt einfach sehr unappetitlich.“ (Frau, 45 Jahre, Einzelinterview)*

---

<sup>59</sup> Vgl. Fallstudie St. Gallen.

<sup>60</sup> Vgl. Untersuchung in Basel. Die leibliche Erfahrung des Schwimmens im Rhein weckt ähnliche Wahrnehmungen. Im Gegensatz zur Untersuchung an der Hardstrasse in Zürich, wo weder kleine Kinder auf dem Trottoir spielen, noch Sport und Spiel stattfindet.

*„Es wäre einfach besser wenn nicht alle ihren Abfall dort liegen lassen würden, also so Zigaretten und so, weil diese gehen ja auch nicht baden.“ (Jugendlicher, 14 Jahre, Einzelinterview)*

*„Aber, vor allem durch den Tag durch sage ich, ist voll friedlich. Weil, da kommen sehr viele Familien mit den kleinen Kindern und so. Ich finde es dann einfach Scheisse, wenn Scherben herumliegen und so, ist ein bisschen behindert.“ (Gruppeninterview, 23.5.08)*

Die interviewte Mutter entzieht sich diesem Aussetzen der Verschmutzung, in dem sie, wenn sie mit ihrem Kleinkind unterwegs ist, eher geschlossene Badeanstalten aufsucht und die Ufeschötti einfach als Spazierweg benutzt. Trotz verschmutztem Sandstrand bleibt für sie die Ufeschötti ein schöner Ort, ein Ort auch für Jugendliche.

*„Es ist einfach dreckig. Ich finde, ich sollte auch dort sein können mit Kindern. Aber ich finde auch gut, dass es Plätze gibt die für Jugendliche sind. Ich finde es muss nicht alles immer mega kindergerecht sein. Aber es wäre gut, wenn man auch hingehen könnte und Teil von dem sein kann - und für das müsste es meiner Meinung nach ein wenig sauberer sein. Aber sonst kann es so bleiben. Ich muss dort nicht hingehen, ich kann dorthin gehen und ich gehe auch dort spazieren oder was auch immer.“ (Einzelinterview Mutter)*

#### **f) (Un)Sicherheitsorte**

Die Jugendlichen selbst, vor allem die Mädchen und jungen Frauen beschreiben die nächtliche Ufeschötti zum Teil als einen Ort der Unsicherheit, wo sie sich auch schon mal unwohl gefühlt haben.

*„Ja, und dann geht man allgemein nicht so gerne durch, wenn es dunkel ist, also ... ja. Ich nun nicht.“ (Junge Frau, Gruppeninterview Ufeschötti vom 23. Mai 2008)*

Die nächtliche Ufeschötti als Unsicherheitsort wird als Grund angegeben, warum die Jugendlichen, auch die Jungs, in Gruppen auf die Ufeschötti gehen und auch gemeinsam wieder den Park verlassen. Vor allem die jungen Frauen bewegen sich, wenn es dunkel wird konsequenter in Gruppen als die jungen Männer.

*„Aber bei uns Mädchen ist es, also, wenn irgendjemand nach Hause muss und, wir begleiten den immer, bis zum Bahnhof. (...) Wenn jetzt mal ein Mädchen früher nach Hause muss, begleiten es die Buben manchmal auch.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

*„Ich habe auch schon gehört, es sind schon mega viele Leute, wenn sie alleine unterwegs sind und so bei der Kanti oder auf der Ufeschötti von „Schippis“<sup>61</sup> verschlagen worden. Alleine ist das schon ziemlich gefährlich.“ (Junge Frau, Einzelinterview, 7.6.08)*

Zwischen Wahrnehmung und Erleben von unsicheren Situationen besteht eine gewisse Diskrepanz. In den Interviews berichten die Jugendlichen vor allem von gefährlichen Situationen vom Hörensagen. Oftmals haben sie selbst keine Situationen erlebt, die ihnen Angst gemacht hätten, haben selbst kaum negative Erfahrungen auf der Ufeschötti gemacht. Auch hat keine der interviewten jugendlichen Frauen von unangenehmen Konflikten, Angstsituationen oder Gewalt erzählt. Von solchen Situationen haben jedoch die meisten schon gehört.

*„Nein, gesehen habe ich es hier noch nie, aber ich habe es einfach schon gehört ...“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufeschötti vom 23. Mai 2008)*

*„Also, es ist einfach auch schon gewesen, letztes Jahr ist das einfach gewesen, ist einfach plötzlich einer mit so einem Baseballschläger gekommen ist und den einten geschlagen hat, aber... dort waren wir eigentlich nicht miteinbezogen. (Gruppeninterview, 31.5.08)*

---

<sup>61</sup> „Schippis“ ist ein Ausdruck welcher von Jugendlichen gebraucht wird. Sie bezeichnen damit Jugendliche mit Migrationshintergrund aus den Balkanländern.

*„Es ist eigentlich nicht so, dass die Polizei kommen muss.“*

*Man hilft einander einfach.*

*Wortgefecht meistens und dann.*

*Also Handgreiflich werden wir nicht.*

*Es kommt nie zu so einer richtigen Schlägerei, Massenschlägerei so, zehn gegen zehn, oder so.*

*Zu einer Schlägerei kommt es eigentlich wirklich selten.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

*„Also das gibt es eigentlich auch, sehr selten so. Alles praktisch nur diese ‘Afiggereien’ und dass dies nachher in eine Schlägerei ausartet, das gibt es eigentlich praktisch nie.*

*Ist eigentlich eher friedlich da.*

*Ja, es ist friedlich, ja.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

Glasauer weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Beschreibungen von möglichen gefährlichen oder unsicheren Situationen oftmals eher generell subjektiv empfundene Unsicherheit im öffentlichen Raum widerspiegeln. *„Die in der Fachliteratur dokumentierten und in zahlreichen Befragungen spontan geäußerten Bedrohungsempfindungen durch Gewalt und Kriminalität erweisen sich bei detailliertem Nachfragen überwiegend als Folge von Alltagsirritationen im Sinne von sozialer und physischer Desorganisation, die entweder nichts mit Kriminalität zu tun haben (wie z. B. Schmutz- oder Lärmprobleme) oder sich auf Verhaltensweisen im öffentlichen Raum beziehen, die weit unterhalb der Schwelle kriminellen Verhaltens liegen (Belästigungen auf der Straße, unübliche Verhaltensweisen wie Herumgammeln oder Herumstehen, lautes Gehabe, unerwünschte Kontaktaufnahmen durch Betteln, Anmache etc.).“<sup>62</sup>*

Vorherrschende Bilder und Diskurse über öffentliche Räume fokussieren oft auf Probleme. Räume werden erlebt aber auch durch Bilder imaginiert und durch Geschichten konstruiert. Zuschreibungen von Bedeutungen wie gefährlich, trendig oder langweilig können über Narrationen, Geschichten und Gerüchte geschaffen werden. So werden auch über Imaginationen und Texturen Räume angeeignet.<sup>63</sup>

Jugendliche werden über verschiedene Kanäle mit Bildern von Unsicherheiten konfrontiert. Sei dies über die Medien oder über die Vorstellungen, welche die Erwachsenen oder die Eltern über diesen Raum haben. Vor allem Mädchen berichten von den Ängsten der Eltern. Von den Jungs wird dieses Thema nicht angesprochen.

*„Eigentlich dürfte ich nicht in die ‚Schütte‘. Und eigentlich auch nicht an den Bahnhof. Das sind die zwei Orte zu denen ich nicht hin dürfte. Ja, weil es halt einfach viele Besoffene und so, aber – das ist ja nicht so schlimm, wenn man in einer grossen Gruppe ist.“ (Junge Frau, Einzelinterview Ufschötti vom 7. Juni 2008)*

Eine Gruppe von Jugendlichen, die sich als sehr grosse Gruppe von bis zu 30 Jugendlichen auf der Ufschötti treffen, erzählen lange von verschiedenen unangenehmen Situationen in denen auch Gewalt im Spiel ist. Die jungen Frauen in der Gruppe würden sich eher aus den gewalttätigen Konflikten zurückziehen, die jungen Männer je nach dem auch einen Konflikt austragen. Die Gruppe jedoch, so betonen sie, mache sie stark. Obwohl die InterviewpartnerInnen dieser Gruppe die gewaltsuchenden Personen als eher schwache, betrunkene Jungs darstellen, beschreiben sie durch diese Geschichten die Ufschötti auch als einen gefahrenvollen Raum. Durch die heroischen Geschichten der gefährlichen Ufschötti schaffen sie ein bestimmtes, gefährliches Bild von der Ufschötti, dem ihre starke Gruppe jedoch gewachsen zu sein scheint. Zudem ermöglicht es den Jungs in der Gruppe, die Mädchen zu beschützen. Es ist zu vermuten, dass diese Geschichten damit nicht nur den Raum interessanter machen, sondern auch die Gruppe zusammen schweissen könnten.

*„Nein, wir machen es nicht so, dass wir irgendwie Frauen einbeziehen. Wir sind nicht solche, welche Frauen schlagen. Es sind nie Frauen dabei, wenn es einen Konflikt gibt. Die stehen dann einfach nebenan. Aber das ist auch normal, weil, wir sind ja auch nicht solche, die Frauen schlagen. Das ist recht so Bubensache, ja.“ (Gruppeninterview, 31.5.08)*

---

<sup>62</sup> Glasauer, (ohne Datum):7

<sup>63</sup> Vgl. Hellmann, Zurstiege 2008:77ff

*„Als Frau, ja eben. Als Mann stresst dich das gar nicht, das ist scheissegal. Du gehst einfach durch und fertig. Da musst du ja keine Angst haben und dann musst du auch als Mann keine Angst haben, allein in die ‚Schütti‘ zu gehen.“ (Junger Mann, Gruppeninterview Ufschötti vom 23. Mai 2008)*

Die Jugendlichen selbst nehmen keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in Nutzung oder Interaktion wahr. Die Mädchen und Buben zeigen denn auch ein ähnliches Verhalten. In eher aggressiveren Situationen legen jedoch die Jungen ein eher offensiveres Verhalten an den Tag als die Mädchen, die sich lieber aus einer solchen unangenehmen Situation zurückziehen.

#### **4.2.4 Bezug zur fallspezifischen Fragestellung**

Die Fallstudie in Luzern fokussiert auf die Raumeignung und Raumwahrnehmung der Jugendlichen auf der nächtlichen Ufschötti. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Bedeutung die Ufschötti für Jugendliche in ihren Alltagpraxen, im Rahmen ihrer Freizeit einnimmt und wie sie den konkreten gesellschaftlichen Raum Ufschötti wahrnehmen.

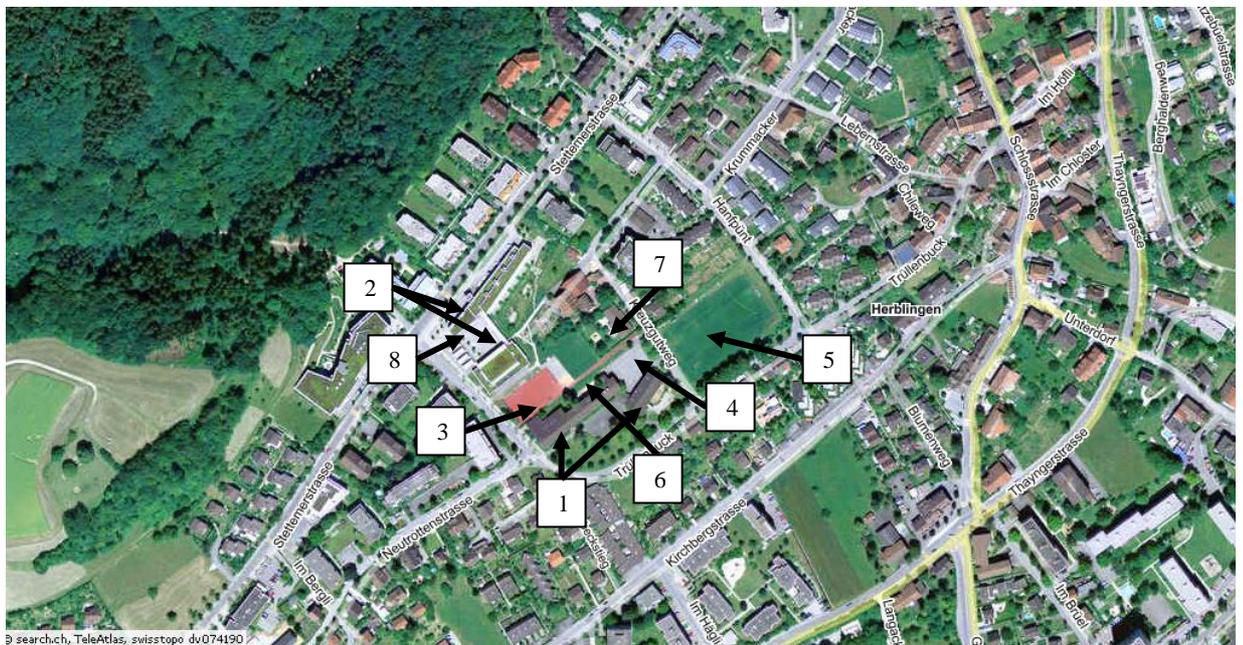
Als Ort zentral gelegen, gut erreichbar und doch getrennt vom städtischen Nachtleben der Erwachsenen, scheint die Ufschötti für Jugendliche als Erfahrungs- und Übergangsraum einen zentralen Stellenwert einzunehmen. Sie eröffnet für die Jugendlichen einen Raum, in dem soziales, interaktives und kommunikatives Handeln, als ein Prozess symbolisch vermittelter Interaktion möglich ist. Die Jugendlichen erlernen Interaktionsradien zu erweitern und soziale Netzwerke auszubauen, Einer bestimmten Szene, die durch Kleidung oder bestimmtes Verhalten sichtbar wird, fühlen sich die interviewten Jugendlichen auf der Ufschötti nicht zugehörig. Selbsterleben und Selbstbild sind damit nicht unbedingt eindeutig festgelegt und lassen Raum für Entwicklung zu. Auch in diesem Sinn ist die Ufschötti ein Frei- und Erfahrungsraum für die anwesenden Jugendlichen.

### 4.3 Schaffhausen

#### Abstract

Den Untersuchungsraum in der Fallstudie Schaffhausen bildet das Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut., am Rande der Stadt Schaffhausen gelegen. Aufgrund urbanen Wandels und Entwicklung weder Stadt noch Land, quasi in der Zwischenstadt, prallen an diesem Ort unterschiedliche Vorstellungen von Raumnutzungen und Raumwahrnehmungen aufeinander. AkteurInnen und zugleich InterviewpartnerInnen sind in diesem Fall zum einen erwachsene Anwohnende, meist Alteingesessene, Kinder und jüngere männliche Jugendliche, die das Schulhausareal nutzen. Bei den Anwohnenden lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: , die sich von den Schulhausnutzenden gestört fühlen und die sich davon nicht gestört fühlen.. Gerade die sich gestört-Fühlenden reagieren äusserst empfindlich auf jegliche Art von Ruhestörung und Lärmimmissionen, verursacht durch Kinder und Jugendliche und klagen frustriert über eine lange, bislang erfolglos verlaufene Auseinandersetzung mit der Stadt gegen Lärm, Verlust von Sitte und Anstand der Jungen. Die Grundschul Kinder und jüngere Jugendliche (ca. bis 15Jährige) aus dem Quartier Herblingen halten sich teilweise jeden Tag vorwiegend unbekümmert und aktiv auf dem Areal in ihrem Nahraum auf. Sport, Spiel und Bewegung oder „eifach umehocke“ zählen zu ihren beliebtesten Aktivitäten. Die ältesten männlichen Jugendlichen, die (noch) präsent sind auf dem Areal, kommen am ehesten in Kontakt mit reklamierenden Anwohnenden. Gelegentlich endet diese Konfrontation mit Provokation, nie aber in Kommunikation. Die Jugendlichen fühlen sich unwohl in der Rolle der Beschimpften oder Beobachteten, suchen an den Wochenendnächten nach alternativen Verweilorten. Die Anwohnenden, die sich gestört fühlen, sehen ihrerseits ihre Rolle und Stellung in der Hierarchie als Alteingesessene beschnitten. Sie bekunden, trotz Aussagen, die einen urbanen Wandel feststellen, Mühe mit der multikulturellen Nachbarschaft, den mobilen Praxen und flexibleren Rhythmen ihrer meist jüngeren Mitmenschen und können somit nur schwer die Nutzungsregeln, durch die Stadt verfügt oder die effektiven Praxen der Kinder und Jugendlichen vor Ort, an ihrem Wohnort akzeptieren.

#### 4.3.1 Räumliche Beschreibung und Einbettung: Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut



Luftbild Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut Schaffhausen (Quelle: www.map.search.ch)

Das Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut liegt in Herblingen. Einem Dorf, das im Jahre 1963 in die Stadt Schaffhausen eingemeindet wurde, nun am nordöstlichen Zipfel von Schaffhausen ein kleinstädtisches Quartier bildet, ehe Wald und Wiesen die Landschaft dominieren. Das Quartier selbst bezeichnet sich als eines der „grössten und modernsten“ Stadtquartiere Schaffhausens, das trotz seiner „rasanten Entwicklung“ „sein

gesundes Eigenleben bewahrt“ habe.<sup>64</sup> Den Untersuchungsgegenstand bilden die beiden Schulhausareale Hohberg (1) und Kreuzgut (2). Auf den miteinander verschachtelten Anlagen, ausgestattet mit Infrastruktur für Sport und Spiel, sind ausserhalb der Schulzeiten vor allem drei Sportplätze von Interesse: Der rote Platz (3) mit zwei Basketballkörben, den Fussballtoren und dem Auffanggitter Richtung Trüllenbuck, der geteerte Platz (Pausenplatz) (4) mit ebenfalls zwei Fussballtoren und einem Basketballkorb. Hier ist eine der angrenzenden Schulhauswände mit Holzverstreben eingekleidet. Ein Mäuerchen bietet Sitzgelegenheiten unter Bäumen und bildet den Abschluss zum Kreuzgutweg, wo sich eine weite Rasenfläche (5) mit zwei grösseren Toren erstreckt.



*Blick über die Wiese Richtung Schulhaus Hohberg, rechts Kindergarten Kreuzgut*



*Blick auf Velounterstand beim Schulhaus Hohberg*



*Holzverstreben gegen Ballspiel auf dem Pausenplatz*



*Goal und Gitternetz beim roten Platz Richtung Trüllenbuck*

Zwischen rotem und geteertem Platz befinden sich an der Schulhauswand zwei Tischtennistische und Reckstangen (6). Vis-à-vis in Richtung Kindergarten Kreuzgut (7), gegen die Schulhausanlage hin geschlossen und von Büschen gesäumt, erstreckt sich eine kleinere Wiese. Ebenfalls Rückzugsmöglichkeiten bieten die Tischtennistische auf dem Areal Hohberg (8), die von Mauerblöcken verborgen, getrennt hinter den Fahrradständern beim Trüllenbuck liegen.

Gerade im Zusammenhang mit den anderen fünf Fällen (BS: Rheinbord, LU: Aufschütte Seeufer, SG: Bahnhofplatz, WT: Stadtpark, ZH: Zürich West) gilt, es das Umfeld des Untersuchungsraumes einzubeziehen. Es muss zum einen auf die periphere Lage in einem sehr kleinteiligen, dorfähnlichen Quartier hingewiesen und zum andern die Ruhe in diesem Quartier betont werden.

<sup>64</sup> Vgl. [www.herblingen.ch/geschichte.php?PHPSESSID=8832b5dcb807b2378ed82a2536ca8995](http://www.herblingen.ch/geschichte.php?PHPSESSID=8832b5dcb807b2378ed82a2536ca8995).

Der Untersuchungsraum liegt in einem Quartier, das sich in der aktuellen Sozialstruktur nur minimal von der gesamtstädtischen bezüglich Alter, Herkunft und Geschlechterverteilung unterscheidet. Eine kleine Abweichung besteht bei der Altersgruppe der 6-19Jährigen. Sie ist in Herblingen – proportional zu den dort Anwohnenden – um drei Prozente (16%) höher als im gesamtstädtischen Vergleich.<sup>65</sup>



*Verbots- und Regeltafel auf dem Schulhof*



*Schulhausareal Hohberg*



<sup>65</sup> Basierend auf den statistischen Kennziffern 2008 der Stadt Schaffhausen.



Grosse Wiese auf dem Schulhausareal Kreuzgut, Samstagnachmittag

### 4.3.2 Vorgehen

Im Juni 2008 fanden erste Begehungen des Schulhausareals Hohberg/Kreuzgut und im Quartier Herblingen statt, textliche und fotografisch dokumentiert, mit dem Ziel den Ort kennen zu lernen. Der Versuch während der Sommerferien mit fokussierteren Beobachtungen fortzufahren scheiterte, da das Areal bei unseren Besuchen gar nicht oder nur äusserst spärlich besucht war. Somit folgten die fokussierteren teilnehmenden Beobachtungen nach den Sommerferien. Zum einen konnten auf diese Weise Interaktionen und Geschehen in natürlichem Kontext verfolgt und zum andern informelle Gespräche mit Raumnutzenden geführt und die Auswahl von InterviewpartnerInnen getroffen werden. Daraus resultierende Protokolle und Notizen beinhalten Informationen zu Zeit, Ort, Dichte, Atmosphäre, Szenen, Altersgruppen, Nutzungen, Bewegungen, Interaktionen und Sinneswahrnehmungen und flossen in die Analyse ein.

Wie bei den anderen fünf Fallstudien standen auch in Schaffhausen qualitative Erhebungen im Vordergrund des Interesses. Es wurden somit keine standardisierten Umfragen gemacht, Lärmimmissionen gemessen oder Raumnutzende gezählt, sondern es ging darum, etwa mittels der Auswertung der Beobachtungsprotokolle, Gesprächsnotizen und Interviewtranskripte – vor zusammengetragenem Hintergrundmaterialien – Sinn zu rekonstruieren<sup>66</sup> und die Forschungsfragen zu beantworten.

Einzel- und Gruppeninterviews mit Anwohnenden sowie Kindern und Jugendlichen, die den Raum nutzen, folgten. Es wurde ein loser Leitfaden mit offenen Fragen konzipiert und dem folgend ein (relativ) freies Interview respektive Gespräch durchgeführt. Wobei es darum ging die subjektiven Sichtweisen, Einblicke in die

---

<sup>66</sup> Vgl. Kapitel zum methodischen Vorgehen in diesem Bericht.

jeweiligen alltäglichen Lebenswelten zu ergründen, sozusagen Tiefenbohrungen zu vollziehen. Die interviewten Kinder und Jugendliche erzählen vor Ort vor allem davon, wie sie das Schulhausareal, als Raum ihres lebensweltlichen Alltags erfahren, nutzen und wahrnehmen. Aspekte zum familiären Hintergrund und zur Bildung wurden nur sehr marginal gestreift. Bei den interviewten Erwachsenen treten nebst ihren Erfahrungen des Alltagslebens als Anwohnende des Untersuchungsraums vor allem ihre Vorstellungen und Imaginationen der Nutzung respektive Nicht-Nutzung des konkreten öffentlichen Raums „Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut“ in den Vordergrund.

Die Transkripte dieser Interviews dienten als zentrales Datenmaterial für die Auswertung. Nebst den bereits erwähnten Beobachtungsprotokollen konnten als Hintergrundinformationen zusätzlich Notizen aus Gesprächen mit Fachleuten aus dem Bereich Polizei, Soziales und Jugend, Angaben etwa auch aus Sitzungen (AG Quartier), Protokolle der sich gestört fühlenden Anwohnenden und der Jugendarbeit sowie statistische Kennziffern mit in die Auswertung einbezogen werden.

Aufgrund der Auswertung des erhobenen Materials lassen sich unterschiedliche Themenbereiche und Tendenzen für die Fallstudie Schaffhausen festhalten. Die ausgewählten Bereiche sind mit einander verknüpft. Sie setzen bei den subjektiven Perspektiven und Lebenswelten der Interviewten an, werden qualitativ-beschreibend, punktuell mit Hintergrundinformationen verwoben und knüpfen an theoretischen respektive fachspezifischen Ausführungen an.

### **Sample**

Es zeigte sich schon in den ersten Begehungsphasen, dass als InterviewpartnerInnen Kinder und Jugendliche (bis etwa 15 Jahre) in Frage kommen, die den Raum effektiv und teilweise beinahe täglich nutzen. Sie scheinen – ausser an speziellen Veranstaltungen, bei Vereinstätigkeiten (Kinder, Jugendliche und Erwachsene) und abgesehen von wenigen Passierenden am Kreuzgutweg, auf dem Areal zwischen dem betoniertem Pausenplatz und der grossen Spielwiese die zentralen (und bisweilen auch einzigen beobachteten) Akteurinnen und Akteure im Untersuchungsraum zu sein.

Die Kontaktaufnahme mit den Kindern und Jugendlichen vor Ort erfolgte problemlos. Alle Interviewten, ausser wenn sie gerade nach Hause mussten, waren bereit für ein Gespräch. Die telefonisch vereinbarten Gespräche mit Jugendlichen, die über dritte Stellen vermittelt wurden, kamen jedoch, nach mehrfachen erfolglosen Versuchen, nicht zustande. Es konnten mit elf Kindern und Jugendlichen Gruppeninterviews von etwa 45 Minuten auf dem Schulhausareal durchgeführt werden. Zu den Interviewten zählen zwei elfjährige Mädchen. Beide besuchen das Schulhaus Hohberg respektive Kreuzgut, halten sich täglich über Mittag, nach der Schule oder auch an den Wochenenden auf dem Areal auf. Die interviewten Jungen sind etwas älter. Da sind zwei zwölfjährige und ein dreizehnjähriger Junge zu nennen, die im Schulhaus Kreuzgut zur Schule gehen und über Mittag, an freien Nachmittagen, nach Schulschluss, zuweilen auch an den Wochenendnachmittagen das Areal nutzen und sich aneignen. Sechs ältere Jungen (zwei Dreizehn-, zwei Vierzehn und zwei Fünfzehnjährige) wurden zudem interviewt: Sie besuchen das Oberstufenschulhaus „Gräfli“, verbringen ihre Freizeit jedoch nie dort, sondern vor allem an den Mittwochnachmittagen und den Samstagen (nachmittags und frühabends) sowie an den Sonntagen auf dem Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut. Alle interviewten Kinder und Jugendliche wohnen – mit Ausnahme eines Jungen, der ein paar Strassen weiter im nächsten Quartier wohnt, jedoch mit den Jungen vor Ort befreundet ist, im Quartier Herblingen.

Des Weiteren interessierten die subjektiven Sichtweisen von Anwohnenden aus der Partei der sich-Gestört-Fühlenden und der sich Nicht- respektive weniger Gestört-Fühlenden. Die geführten, offen gehaltenen Interviews entlang des Leitfadens dauerten etwa eineinhalb Stunden.

### **Fallspezifische Fragestellung**

Nach der ersten Begehungs- und Beobachtungsphase verdeutlichte sich mit der Auswertung der Protokolle, dass nebst den zentralen Fragen zur Raumeignung und Raumnutzung in Schaffhausen folgende Fragen besondere Beachtung erfahren sollten:

- Welche Rolle spielt die Lage, die Entwicklung und der Wandel im ‚relativ jungen‘ Quartier Herblingen für den Untersuchungsraum?
- Welches sind die Vorstellungen von Nutzungen und Aneignungen von Schulhausanlagen, öffentlichem Raum speziell im Quartier und in der Stadt, und inwiefern stimmen diese Vorstellungen mit den (wahrgenommenen) Nutzungen des Schulhausareals Hohberg/Kreuzgut überein?

### 4.3.3 Allgemeine Eindrücke zur Schulhausanlage Hohberg/Kreuzgut und deren ausserschulischen Nutzung

Das Schulhausareal wird vorwiegend Mittwochnachmittags, an den frühen Abenden und auch an Wochenenden von Kindern und Jugendlichen genutzt. In den Abend- und Nachtstunden scheint die Anlage bisweilen wenig bis gar nicht genutzt und gerade im Sommer auch oft beinahe leer. Das Areal sieht gepflegt und sauber aus, vereinzelt sind Pet-Flaschen oder Tetra-Packungen am Spielfeldrand liegen geblieben. Die Mülleimer sind halb leer.

Die Mehrheit der auf dem Areal angetroffenen Kinder und Jugendliche wohnt im Quartier und kennt sich. Manchmal sind bloss zwei, drei anwesend, doch ab und an wird es stärker bevölkert und bis zu 30 Kinder und Jugendliche (bis zu etwa 25 Jahre) sind vor Ort. Sie spielen und geniessen „*eifach ume hockend*“ ihre Freizeit. Die Stimmung ist friedlich und entspannt. – Bemerkenswert scheint wie durchmischt und vielfältig es auf den drei Spielplätzen (roter Platz, geteeter Platz und Spielwiese) und bei den Pingpong-Tischen zu und her gehen kann. So ist es beispielsweise möglich, dass auf einem Platz längs ein Fussballspiel stattfindet, gleichzeitig wird ein Match gegen einen quer zum Feld ausgerichteten Basketballkorb durchgeführt. Die Kinder und Jugendliche spielen einfach „um einander herum“. Oder auf ein Goal spielt ein Vater mit zwei kleineren Kindern Fussball und vis-à-vis wird ein Match unter Teens ausgetragen. Währenddessen sitzen beim Spielplatz kleinere Mädchen und Jungs neben ihren Fahrrädern oder kurven mit ihren Kickboards geschickt über die Anlage.

Den Kreuzgutweg, der durch die Anlage beim geteerten Platz und der Spielwiese vorbei führt, passieren gelegentlich Erwachsene auf dem Rad oder zu Fuss, mit Kind oder Hund. Grillgeruch liegt im Sommer in der Luft. Von den angrenzenden Vorgärten und Balkonen ist ab und an Stimmengemurmel zu hören. Im Hintergrund pfeifen die Vögel und gelegentlich dringt mehr oder weniger laut etwas Auto- oder Töfflilärm zur Anlage vor. In dieser ruhigen und friedlichen Atmosphäre werden Bälle gespielt, es wird einander im Spiel zugerufen, gelacht oder gekichert. Eine Kulisse für ein Schulhausareal, das auch ausserhalb der Schulzeit aktiv genutzt wird und massgeblich von Aktivitäten Spiel, Sport und Bewegung geprägt ist.

#### *Tendenzen und Themenbereiche*

##### *a) Weder Land noch Stadt: Urbaner Wandel in Herblingen*

*„Es ist irgendwie doch noch so ein bisschen eine Dorf-Idylle hier und ein bisschen ausserhalb der Stadt. Wir wollten echt nicht in die Stadt hinein. Zwischendrin. Es ist zwischendrin, weil das Dorf ist unten. Wir sagen immer „in Herblingen unten“. Das ist so wie das Dorf. Und hier zwischendrin sind wir ausserhalb von Schaffhausen.“ (Anwohner)*

Die Konstellation im Quartier Herblingen mutet nicht einfach an: Im vor etwa 40 Jahren eingemeindeten Dorf in die Kleinstadt Schaffhausen scheint der Wandel und die Entwicklung von der ländlichen Gemeinde hin zum kleinstädtischen Quartier besonders deutlich und herausfordernd. Insbesondere deutlich wird er am Kristallisationspunkt „dem Schulhausareal“, dem konkreten öffentlichen Raum im Quartier sicht- und greifbar.

Hier lassen sich etwa der Wechsel der Generationen, veränderte Alltagsrhythmen und Freizeitbeschäftigungen sowie die soziodemographische Zusammensetzung im Quartier ablesen.<sup>67</sup>

*„Das haben wir schon festgestellt, das ist ganz normal, der Prozess, da kann man natürlich nichts aufhalten. Nur FÜR UNS war früher Herblingen eigentlich ein Dorf. Damit müssen die Herblinger natürlich auch leben, die Älteren.“ (Anwohner)*

Die Vorstellungen der langjährigen Anwohnerschaft, der Alteingesessenen von öffentlichem Raum im Quartier sind ambivalent und stehen teilweise im Widerspruch zu den Aneignungsformen und Nutzungen des Schulhausplatzes. Meist sind zudem klare Abgrenzungen und Distanzierungen zur Stadt Schaffhausen hörbar.

*„Klar hat es auch in der Stadt, Junge, welche ‘Seich’ machen. Das haben wir ja auch zu genüge. Das ist das andere Problem, welches wir haben in der Stadt am Abend und vor allem am Wochenende. Das tut mich nun jetzt hier nicht tangieren. Das haben dann die anderen auszubaden in der Stadt unten.“ (Anwohner)*

Vorstellungen der langjährigen Anwohnerschaft, den Alteingesessenen (meist sind deren Kinder inzwischen ausgezogen) von öffentlichem Raum prallen auf die jetzigen Aneignungsformen und Nutzungen des Schulhausplatzes. Zum einen gibt es eine Hierarchisierung der Ansprüche der Erwachsenen, die schon lange da wohnen und sich gestört fühlen über den Ansprüchen der Kinder und Jugendlichen, die ihren Nahraum nutzen. Zum andern wird den Kindern und Jugendlichen aber auch eingestanden, den Schulhausplatz nutzen zu können respektive zu sollen.

*„Es braucht einfach solche Leute, die sich einschalten und schauen, dass dieser öffentliche Raum irgendwie [Anmerkung Autorinnen: funktioniert] und die Polizei macht ja mit! Herblingen hat entschieden zur Stadt zu gehören und ist ein Stadtteil und ein Stadtteil ist jetzt halt einfach nicht ruhiger in der Nacht.“ (Anwohner)*

Die Selbstverständlichkeit mit der die Kinder und Jugendlichen den Schulhausplatz nutzen, scheinbar über die Ansprüche und das dringende Bedürfnis der Anwohnenden nach Ruhe hinwegsetzend, lässt ebendiese die Ruhe in der Vergangenheit in idealisierter Form erwähnen. Der Wandel von traditionell versus modern, Stadt versus Land wird wohl in den Köpfen bis zu einem gewissen Grad eingestanden, doch vor der eigenen Haustüre, auf dem Schulhausareal fällt es scheinbar schwer, sich mit einer neuen Diversität, veränderten Tages- und Abendrhythmen, Konsumverhalten und Spiel-Kulturen auseinanderzusetzen. Statt einer Annäherung und einer Kommunikation wird mit beinahe schon paternalistischer Härte auf dem Recht und der Hierarchie der ‚Alteingesessenen‘ beharrt.

*„Ich muss sagen, es ist für die Jungen schwierig, irgendwo zu sein. Das ist uns klar, aber auf die andere Seite ist natürlich dieser extreme Lärmpegel immer schlimmer geworden.“ (Anwohner)*

*„Es ist einfach jeden Abend das gleiche Ritual. Jetzt ist wieder Lärm da ‘änne’, es ist einfach NIE Ruhe. Ruhe mit dem ‘Gekraie’, und vor allem eben auch das Fussballspielen da hinten. Das ist so extrem.“ (Anwohner)*

## **b) Nahraum**

Für die Mädchen und Jungen zwischen 11 und 15 Jahren dient das Schulhausareal als wichtiger Ort im Nahraum. Vorwiegend sind das Spiel und die sozialen Kontakte (das Treffen von Schulgspänli) wichtig.

---

<sup>67</sup> Die neuen Formen „verstädterter Landschaften“ respektive „verlandschafteten Städten“ geprägt von Phänomenen wie Individualisierung, Globalisierung, Segregation, Suburbanisierung und Deindustrialisierung sind seit einigen Jahrzehnten prägend für einen neuen Typ „Landschaft“. Dieser Typ, eine Entwicklung von Stadt und Landschaft, der sich nicht an den kompakten, historischen europäischen Städten orientierte, konnte mit dem Begriff und der Abhandlung „Zwischenstadt“ von Thomas Sieverts (1997) erstmals im deutschsprachigen Raum erfasst werden. Geprägt von dynamischen und flexiblen Strukturen, die zunehmende Mobilität und die gestiegenen Lebensansprüche führten u. a. zu einem massiven Ausbau der Stadtränder u. a. auch mit Eigenheimsiedlungen, aber auch Wohnsiedlungen, Gewerbegebiete und Infrastrukturen (Strom- und Wasserleitungen, Strassen, S-Bahnen, Raststätten, Parkplätze...). All dies führte zu einer Vermischung der „klassischen“ Elemente der Stadt und der Landschaft. Unterschiede und Gegensätze verwischten. Diese neuen sich weltweit noch immer ausbreitenden Stadtformen werden folgendermassen charakterisiert: „Es ist die Stadt zwischen den alten historischen Stadtkernen und der offenen Landschaft, zwischen dem Ort als Lebensraum und den Nicht-Orten der Raumüberwindung, zwischen den kleinen örtlichen Wirtschaftskreisläufen und der Abhängigkeit vom Weltmarkt.“ (Sieverts 1997: 01)

„...fast jeden Tag, wegen der Schule und dann gehe ich auch noch raus, um zu spielen. Ja, eigentlich jeden Tag.“ (Mädchen, 11)

„Da fühlt man sich einfach wohl, zu Hause! Als wenn man zu Hause wär, weil er [Schulhausplatz] ist in der Nähe. Man kann einfach so mal schnell fünf Minuten hier hinlaufen.“ (Junge, 12)

Die Mehrheit der befragten Kinder und Jugendlichen kennen sich aus der Schule oder schon seit dem Kindergarten, sie nutzen das Schulhausareal seit sie sich erinnern können und stammen aus dem Quartier. Es lassen sich grösstenteils keine bestimmten Gruppenidentitäten oder Szenenzugehörigkeiten feststellen. Das „Feeling home“<sup>68</sup> bezeichnet sowohl eine soziale als auch eine physische Zugehörigkeit im Quartier. Die Nähe zum Zuhause, das familiäre Gefüge, das sich Auskennen. Wobei als gemeinsamer Nenner das Zuhause im Quartier zu erwähnen ist.

„Die, die man halt kennt. Wenn Du hierher kommst, dann kennst du die.“ (Junge, 15)

„Ich finde, dass immer die gleichen hier sind. Ich bin auch fast jeden Tag draussen. [...] Ich kenne alle vom Schulhaus und ja, ich kenne schon viele auch von der Gegend hier.“ (Mädchen, 11)

Das Schulhausareal wird von den interviewten Kindern und jüngeren Jugendlichen (vor allem der männlichen) in selbstverständlicher Manier als Aufenthaltsort nah am Wohnort wahrgenommen und genutzt. Bisweilen gar als Teil des Zuhauses betrachtet, der mitten im alltäglichen Nah- und Aktionsradius liegt und gute Möglichkeiten für regelmässige (teilweise gar tägliche) Aktivitäten bietet.

In der Fachliteratur wird den altersspezifischen Nutzungsformen von Raum generell Relevanz zugesprochen. „Mit zunehmendem Alter wächst das Bedürfnis von Kindern, ihre räumliche Umwelt in Besitz zu nehmen und ein persönliches Verhältnis zur räumlich-gegenständlichen und sozialen Umwelt zu entwickeln. Der Begriff der Aneignung von gebauter und sozialer Umwelt durch Kinder und Jugendliche spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Prozesse der Aneignung erfahren im Laufe der verschiedenen Altersstufen der kindlichen Entwicklung einen Bedeutungswandel...“ (Muri, Friedrich 2008: 50) Gerade in der Übergangsphase zur Erwachsenenwelt erfahren soziale Beziehungen grössere Bedeutung und damit verbunden wird auch das Bedürfnis „nach eigenmächtiger Gestaltung der von Erwachsenen unabhängigen sozialen Kontakte. Aneignung bedeutet in jedem Alter nicht die Nutzung bereitgestellter Sozialräume, sondern auch produktive und kreative Gestaltung sowie einen hohen Grad an Selbstbestimmung.“ (Muri, Friedrich 2008: 50). Das Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut lässt sich in diesem Zusammenhang als eine Art Übergangs- und Spielraum für kleinere Kinder und jüngere, männliche Jugendliche (bis ca. 15 Jahre) bezeichnen.

### **c) Sozialisation im Quartier: Aneignung des Schulhausareals**

In diesem Zusammenhang soll erwähnt werden, dass gerade für die jüngeren Mädchen und Jungen (11-12 Jährige) öffentliche Räume ausserhalb des Quartiers respektive des Nahraums – vor allem Richtung Altstadt ausser Reichweite (erlaubt und erdacht) und (noch) wenig bekannt sind. Der Aktionsraum, der auf dem Schulhausareal anzutreffenden Kinder und Jugendlichen ist (noch) relativ klein. Die Stadt wird in Ausnahmefällen – und in Begleitung von Eltern oder älteren Geschwistern besucht, um zu „lädelen“ oder ein „Geschenk für jemanden“ zu kaufen.

So erstaunt es wenig, dass die raumnutzenden Kinder und Jugendlichen auf dem Schulhausareal vor allem am Mittwochnachmittag und an den Wochenenden, teilweise auch nach dem Mittagessen oder nach Schulschluss am späteren Nachmittag verweilen. Je nach Schulstufe und Stundenplan. Alle Kinder und Jugendlichen geben an, dass, pflichtbewusst, die Hausaufgaben (vor oder nach dem Aufenthalt draussen) erledigt werden. Zu der Art des Vereinbarens der Treffen wird angegeben, dass bereits in der Schule (die älteren Jugendlichen besuchen alle das Schulhaus Gräfler, ziehen jedoch zum Spiel und Aufenthalt das nahe dem Wohnort gelegene Hohberg/Kreuzgut vor) oder später per Handy (Sms/Telefonat) abgemacht wird sich auf dem Schulhausplatz zu treffen. Einige Kinder und Jugendlichen geben auch an, spontan vorbei zu kommen, da meist jemand auf dem

---

<sup>68</sup> Joke van der Zwaard 2008: 4. Van der Zwaarts Beschreibungen beziehen sich auf empirische Untersuchungen insbesondere migrantisch geprägter Stadtquartiere in Rotterdam.

für Spiel und Treffpunkt bekannten Areal vorzufinden ist. – Entsprechend routiniert und selbstsicher wird der Ort aufgesucht und strahlt Gewohnheit und Vertrautheit aus. Die Kinder und Jugendlichen fühlen sich sicher.

*„Ich rufe ‘amigs’ so um ein Uhr ein paar Kolleginnen an und frage. Wenn sie nicht können, dann gehe ich einfach nach draussen und gehe schauen, wer draussen ist. Und meistens ist auch jemand draussen, den ich kenne und mit welchem ich spielen kann.“ (Mädchen, 12)*

*„Anrufen oder Sms. Oder direkt schon in der Schule, und dann wird per Sms einfach eine Zeit abgemacht.“ (Junge, 15)*

Bei den älteren Jungs (14-15) ist das Schulhausareal nachmittags und früh abends gut angeschrieben, als ‚Ausgangsort‘ an den Abend- und Nachtstunden jedoch eher unbeliebt und wenig attraktiv. Die ihnen früh erscheinende Nachtruhe ab 22 Uhr und die Reklamationen respektive Beschimpfungen seitens der Anwohnenden stören. Vor allem der Hauswart tritt als sich gestört fühlender Anwohner in Aktion und ist bei den Jungen bekannt. Alternativen für diese Jungen sind – vor allem bei privaten Anlässen – zu finden. Es scheint ihnen klar, dass sie, wenn sie älter werden (eine Lehre oder weiterführende Schule absolvieren), ihren Radius vergrössern und eher andere Orte in der Stadt aufsuchen werden. Etwa Ausgangsorte, wo sie derzeit noch keinen Zugang haben und auch teilweise (noch) nicht sonderlich interessiert daran sind. Mit dem Prozess des Erwachsenwerdens verändern sich auch der Bewegungsradius und die Interessenslage. Zu den Stilelementen Mode, Musik, Sprache und Gesten der Jugendkultur wird zwingend die Dimension des Raums hinzukommen.<sup>69</sup>

#### ***d) Interaktionen und Aktivitäten auf dem Schulhausareal***

Die Interaktionen und Aktivitäten auf dem Schulhausareal zeigen ein friedliches und lustvolles Nebeneinander, vor allem an Bewegungs- und Spielformen (z. B. Basketball und Fussball auf einem Feld). Über das Spiel und Sport (Jungen v. a. Fussball und Basketball) werden auch über die eigene ‚Klassengespanli‘ hinaus Kontakte geknüpft. Gleichzeitig wird deutlich, dass eine gewisse Hierarchie besteht zwischen den Älteren und Jüngeren, vor allem den älteren Jungen wird von den jüngeren Mädchen und auch Jungen Respekt gezollt. Eine gewisse Funktionstrennung (Spiel, Aufenthalt auf Wiese) lässt sich bei den raumgreifenden und aktiven Handlungen erkennen.

Die beobachteten Mädchen auf dem Schulhausareal sind tendenziell jünger als die Jungen. Sie spielen meist andere Spiele (Federball, Tischtennis, Seilspringen oder sind mit ihren Kickboards unterwegs – aber auch Fussball). Ältere Mädchen (14-15) sind weitestgehend abwesend. Gerade die Jungs in diesem Alter geben an, es wäre schon schön es hätte mehr Mädchen, die „seien jedoch am Shoppen“ oder hätten halt andere Interessen.

*„Ich finde eigentlich diese zwei Spielplätze noch cool. Diesen Platz, du kannst da eigentlich alles machen, darfst alles machen.“ (Mädchen, 11)*

*„Ich gehe manchmal am Wochenende ‘tschutten’ oder einfach mit den Kollegen raus, ‘go umehocke’.“ (Junge, 12)*

Ein beliebtes Ritual auf dem Schulhausplatz scheint das Wechselspiel zwischen Spiel und ‚Spar‘ (Quartierladen) zu sein. Der Ablauf Spielen und dann Süßigkeiten oder Getränke im Spar einkaufen zu gehen und wieder zurück zum Spielen auf den Schulhof gilt als alltäglicher Spiel-Sport-Konsum-Ablauf. Er gefällt den Kindern und Jugendlichen. Erwachsene stören sich bisweilen ob den Spuren, die diese Wegstrecke kennzeichnen.

*„Ich nehme ein bisschen Geld mit und dann gehen wir in den Spar. Dann gehen wir wieder spielen. Und dann gehen wir wieder in den Spar und dann gehen wir wieder spielen.“ (Junge, 13)*

Gerade von den 12-15 Jährigen Jungen wird relativ offen zugegeben, dass sie ab und an auch Unfug betreiben, etwa eine Wasser- oder eine Äpfelschlacht durchführen. Es ist ihnen bewusst, was erlaubt ist und was nicht. Das

---

<sup>69</sup> Wenzel 1999: 182-189 erwähnt bei Muri, Friedrich 2008: 55.

Ausloten und manchmal auch das Überschreiten von Grenzen werden ausprobiert. Als Hüter des Platzes tritt bei solchen Vorkommnissen meist der Hauswart in Aktion und massregelt die Kinder.

*„Ein Kolleg von mir, der hat manchmal auch so Schiisdräck' gemacht, aber nichts so Schlimmes, und dann ist der Herr B. [...] ihm auch nachgerannt, hat ihn erwischt und hat er ihn am Kragen aufgehoben.“ (Junge, 12)*

#### **e) Regeln, Verbote, Gebote**

Über die ‚neu‘ aufgestellten Regeln auf den Tafeln herrscht bei den Kindern und Jugendlichen Ungewissheit, z. T. auch Konsterniertheit, Unsicherheit oder Verwirrung (Siehe Abbildung bei der räumlichen Beschreibung, oben).

*„Ja, die haben jetzt neue Regeln gemacht.“ (Junge, 15)*

Vor allem Irritation lösen die Aussage „Ruhezeiten, Ruhetage und Tätigkeiten, die Lärm verursachen“ aus. Die meist gestellte Frage oder Aussage war wohl: Ist nun Fussballspiel zu diesen Zeiten erlaubt oder nicht? Reaktionen von Anwohnenden, zum Teil auch Beschimpfungen oder Wegschicken trugen mit zur Unklarheit bei. In diesem Zusammenhang imponiert zudem die Androhung einer maximalen Busse von 1000 Franken. Sie führt zu Diskussionen. Prinzipiell wird von den Teenagerinnen und Teenagern die direktive Herangehensweise und die rigiden und teilweise sehr unfreundlichen Beschimpfungen der sich gestört fühlenden Anwohnenden kritisiert.

*„Wenn sie 'Schisdreck' machen, ...aber es hat jetzt dort vorne eine Tafel, man muss tausend Franken Busse zahlen, wenn man solche Sachen macht. Zum Beispiel die Flächen auf den Boden schmeissen und so.“ (Junge, 12)*

Was die Bussandrohung anbelangt, schwanken die Jungen zwischen Beeindruckung und Gleichgültigkeit. Uneins sind sich vor allem die ältesten Jungs, ob diese Ankündigung nun zur Abschreckung sei oder tatsächlich Geldbussen ausgesprochen werden können.

*„Wir finden es einfach ein bisschen blöd. Zum Beispiel Musik hören. Das darf man auch nicht, sonst bekommst du direkt tausend Franken Busse.“ (Junge, 15)*

*„Das ist zur Abschreckung.“ (Junge, 15)*

Tendenziell herrscht bei den Jungen Unverständnis, weshalb jemand reklamiert oder die Jungen kommentarlos beschimpft werden, wenn gespielt wird:

*„Ich finde einfach, wenn man schon hierher kommt, um Fussball zu spielen und sich zu bewegen und so, dann muss man einen auch nicht wegschicken.“ (Junge, 15)*

*„Nein, es wird nicht diskutiert. Die lassen ja nicht mit sich reden, finde ich. Die sagen dann einfach ihre Meinung und dann gehen sie wieder.“ (Junge, 15)*

Inwiefern die TeenagerInnen auf dem Schulhausplatz zur Kommunikation bereit wären, ist unklar, doch sie stören sich an der fehlenden Bereitschaft und ob der Behandlung, die sie teilweise von den Anwohnenden erfahren.

Die Ruhezeit am Abend um zehn löst bei Anwohnenden und Raumnutzenden Jugendlichen – erwartungsgemäss – unterschiedliche Reaktionen aus. So finden die lärmsensibleren Anwohnenden „...bis zehn Uhr ist das natürlich extrem.“ Hingegen finden es die Jugendlichen ärgerlich, wenn sie im Sommer nach zehn das Feld räumen müssen. Punktuell zeigen sie aber auch etwas Verständnis für das Ruhebedürfnis der Anwohnenden. *„Ich verstehe die Anwohner ja schon ein bisschen. Ich meine, die wollen schlafen.“* Die Uhrzeit finden sie jedoch etwas zu früh und raten etwas lakonisch *„Ich meine, wenn die dann noch raus kommen können, rumlaufen und so. Und wenn man Fernseh guckt, dann stellt man den halt genug laut ein.“ (Junge, 15)*

### ***f) Kontakt und Interaktion mit Nicht-Raumnutzenden, intergenerationeller Kontakt und Umgang mit Autoritäten***

Der Kontakt zu Anwohnenden (namentlich mit dem Hauswart B.) wird von den älteren Kindern und männlichen Jugendlichen erwähnt. Die kleineren Mädchen (11) haben keinerlei Kontakt mit Anwohnenden. Einzelne ältere Kinder und Jugendliche berichten über reklamierende AnwohnerInnen. Gerade die älteren Jungen, die an den Wochenenden länger als bis zehn Uhr draussen bleiben dürfen, haben keine Lust sich beschimpfen zu lassen. Die Möglichkeiten für die Jugendlichen sich anderweitig zu beschäftigen scheinen vorhanden, zum einen sowohl vom Angebot her (es werden private Parties erwähnt) als auch von den jeweiligen individuellen Interessen und Möglichkeiten. Letztere werden deutlich in einer relativ lässigen Grundhaltung der Interviewten und verweisen auf die Selbstverständlichkeit wie städtischer Raum neugierig angeeignet wird. Somit bleiben die männlichen Jugendlichen gemäss ihren Aussagen oft – etwas zermürbt – an den späteren Abend- und in den Nachstunden dem Schulhausareal fern.

Prominent sind die Kommunikation und der Kontakt mit dem anwohnenden Hauswart. Das Verhältnis zu ihm kann als eher problematisch bezeichnet werden. Ein Dialog zwischen den Anwohnenden und den Raumnutzenden scheint nicht zu bestehen, eher ein ‚kurzes und heftiges Auftauchen, Reklamieren, Wegschicken (auch Androhung die Polizei zu holen) und Beschimpfen‘ der Anwohnenden auf dem Schulhausareal und daraufhin ein Verschwinden wird sowohl von den Anwohnenden als auch den interviewten Jugendlichen erwähnt.

Im Allgemeinen lässt sich beobachten, dass die Kinder und Jugendlichen Respekt vor Autoritäten zeigen. Bei einem Grenzüberschreiten werden Reklamationen oder Interventionen als gerechtfertigt betrachtet und akzeptiert. Die Grenzen zu Erlaubtem und Nicht-Erlaubten scheinen den Kindern und Jugendlichen in dieser Hinsicht wohl bekannt. Insbesondere die Polizei wird in ihrer Position als Ordnungshüterin akzeptiert. Hingegen sind die männlichen Jugendlichen über aussergewöhnliches Verhalten seitens der Anwohnenden z. B. wenn sie mehr oder minder heimlich abfotografiert und dauerbeobachtet werden, während sie auf dem Schulhausareal verweilen, ziemlich irritiert, nehmen diese Aktionen mit Unverständnis wahr und bewerten sie als Ausdruck eines respektlosen Verhalten, das durchaus auch Machtspiele und Provokationen legitimieren kann.<sup>70</sup>

Im Allgemeinen lässt sich beobachten, dass die raumnutzenden Kinder und Jugendlichen auf dem Schulhausareal zwar – teilweise minutiös – beobachtet werden, jedoch ein direkter Kontakt oder eine Kommunikation zwischen den Generationen fehlt respektive nicht stattfindet. Aus der Ferne, Distanz werden gerade den männlichen Teenagern Eigenschaften wie etwa Aggressivität, Rüpelhaftigkeit, Gewaltbereitschaft und Aufmüpfigkeit zugeschrieben und sie dienen als Projektionsobjekte für unterschiedliche Missstände der Gesellschaft. Bisweilen lassen sich zu den Jugendlichen ähnliche Aussagen wie zu Randständigen hören. Es scheint, dass die störenden und ‚bösen‘ Jugendliche, vorwiegend mit Attributen männlich, fremd und von aussen kommend, teils mit migrantischem Hintergrund“ beschrieben werden, die das Idyll in Herblingen trüben würden.<sup>71</sup>

*„Das sind nicht diese Jungen, mit welchen wir Probleme haben, vom Quartier. Das sind auswärtige, das sind andere, und das ist ja das Problem.“ (Anwohner)*

Im Gegensatz zu den Kindern und Jugendlichen, bei denen der öffentliche Raum, insbesondere der Nahraum, Quartierraum einen festen Platz in der alltäglichen Lebenswelt hat, scheinen die erwachsenen Anwohnenden öffentlichen Raum beim Flanieren oder Spazieren in der Stadt, in einer Erholungs- und Freizeitsituation zu nutzen. Der Aktionsraum und Übergangsraum der Jugendlichen im Quartier, wo tägliche Teilhabe an der Gesellschaft, auch mittels Repräsentation und Selbstdarstellung, geübt wird, lässt sich schwer mit einem

---

<sup>70</sup> Vgl. Ausführungen Fallstudie St. Gallen im Methodenteil zu Panopticum und Überwachungsgesellschaft.

<sup>71</sup> Vgl. Ausführungen zu „dem Anderen“, „Fremden“ – resp. In-Group in der Fallstudie St. Gallen und die Zuschreibungen zu Jugendlichen in der Fallstudie Winterthur.

gelegentlichen Sonntagsspaziergang oder einer Pause in einem Café einer Innenstadt auf der Urlaubsreise vergleichen.

### **g) Infrastruktur**

Das Schulhausareal wird – wie bereits erwähnt – vorwiegend zum Bewegen, zu Sport und Spiel genutzt. Dies bringt seitens Kinder und Jugendlicher Aussagen zur Infrastruktur auf den Spielfeldern mit sich. Die Präferenzen für ein Spielfeld sind bei unterschiedlichen Interviewten verschieden (am wenigsten beliebt scheint der geteerte Platz, problematisch die Holzverstreben, wo Bälle sich einklemmen können und ein Hochklettern erforderlich wird). Prinzipiell finden es alle interviewten Kinder und Jugendliche toll, dass sie auf dem Platz spielen und verweilen können.

*„Es ist oft der Platz frei, wenn wir da sind [...] können wir immer ein Spiel machen.“ (Junge, 13)*

Trotzdem gibt es aus ihrer Sicht einige Mängel wie etwa zu wenige Basketballkörbe, einige Goals ohne Netze (v. a. auf dem geteerten Platz) gelten als mühsam und z. T. gefährlich.

Bei den Aussagen der sich gestört fühlenden Anwohnenden wird in diesem Zusammenhang deutlich, dass stark für eine Verbesserung der Infrastruktur hinsichtlich einer Lärmreduktion plädiert wird. – Doch es scheinen vorgeschobene Vorstösse zu sein, die eher in die Richtung gehen, dass Kinder und Jugendliche nicht mehr auf den Schulhausplätzen spielen sollen oder wenn, nicht hörbar sein sollen.

*„Neuhausen die haben reagiert, weil die die Kindergärten geschlossen und für Unberechtigte den Zugang verboten haben. Und die haben nun Ruhe, die haben nun eine saubere Sache.“*

*„Wunschenken wäre gar kein Fussball.“ (Anwohnender)*

### **h) Sauberkeit, Ordnung und Ruhe**

*„Da waren mal zerbrochenen Flaschen, dass finde ich auch nicht gut.“ (Junge, 15)*

Alle GesprächspartnerInnen sind sich unisono einig, dass sie nichts von zerbrochenen Flaschen und Scherben halten. Die meisten Kinder und Jugendliche finden den Zustand der Anlage ‚normal‘, einige wenige halten ihn für ‚dreckig‘. Sie meinen damit die vereinzelt herumliegenden Pet-Flaschen, Tetrapaks und Verpackungsteile. Von VerursacherInnen von Glasabfall distanzieren sich die Interviewten deutlich, hingegen geben gerade die männlichen Jugendlichen zu, dass sie ab und an ihre leere Pet-Flaschen oder Tetra-Paks liegen lassen, aus Achtlosigkeit und Nachlässigkeit. Einzig die kleineren Mädchen, die im Rahmen der Schule auf dem Areal ‚fetzeln‘ müssen, geben an, keinen Müll liegen zu lassen.

Beim Thema Ruhe und Lärm sind sich die Anwohnenden und schulhausnutzenden Kinder und Jugendliche uneins. Im sehr ruhigen Quartier wird Musik aus einem Handy auf dem Schulhausplatz hundert Meter weiter entfernt auf dem Balkon als empfindlich störende Lärmquelle wahrgenommen. Ebenfalls schliesst der von Anwohnenden genannte Begriff ‚normale Nutzung‘, den Lärm, den Kinder und Jugendliche beim Spiel und in der Freizeit auf dem Schulhausplatz verursachen selten ein, von den ‚sich gestört fühlenden‘-Anwohnenden wird er bisweilen gar als *„unerträglich“* bezeichnet. In diesem ‚Normalitätsbegriff‘, gerade der sich gestört fühlenden Anwohnenden scheinen generell keine Kinder und Jugendliche vorhanden, die spielen, über die Stränge schlagen, sich mit der Gesellschaft auseinandersetzen, ihre Grenzen erproben, lachen, schreien, lärmern, springen. In diesem Zusammenhang lässt sich hingegen beobachten, dass die sich gestört fühlenden Anwohnenden eine Art ‚Sensibilität‘ entwickelt haben, was eine Geräuschkulisse anbelangt, die über Vögelgezwitscher und gelegentliches An- respektive Abfahren von Autos hinausgeht. Diese Vorstellung von totaler Ruhe im Quartier, dörflicher Idylle und einer kleinen, überschaubaren Gemeinschaft werden jedoch in einem kleinstädtischen Aussenquartier wie Herblingen nicht befriedigt.

Teilweise scheinen diffuse Vermischungen unterschiedlicher Ebenen diese Sensibilitäten zu verstärken: So wird Lärm aus dem Spiel teilweise gleichgesetzt mit Vandalismus, Littering, Gefahr und Unsicherheit. Als Objekte der Projektionen dienen allgemein „die Jugendlichen“.<sup>72</sup>

Die Vorstellung von Recht und Ordnung, Anstand und Disziplin und eben deren nicht Eintreten vor Ort, werden von den sich gestört fühlenden Anwohnenden fast schon tagtäglich fixiert. Der Ärger darüber gehört vor allem in den warmen Monaten des Jahres zum alltäglichen Lebensinhalt der jeweiligen Anwohnenden. Gleichzeitig wird sich zum einen auf eine idealisierte und verklärte Vergangenheit zurückbesonnen, als in der eigenen Kindheit das Schulhaus oder der Wohnblock noch gesittet genutzt wurde, das Quartierleben (Durchmischung, AusländerInnen und soziale Kontrolle) „besser“ und das Prestige von Herblingen höher war. Zum andern wird generell vom heutigen Sittenzerfall, Verlust von Anstand und Disziplin der Kinder und Jugendlichen gesprochen, dabei der Erziehung heute in Schule und Elternhaus ein schlechtes Zeugnis ausgestellt.

### *i) Soziale Kontrolle*

Die Übersichtlichkeit im Sozialraum, aber auch in der Gemeinschaft soll nach Ansicht befragter Anwohner durch soziale Kontrolle und Überwachung garantiert werden und somit gleichzeitig ein Funktionieren des öffentlichen Raums sichergestellt werden: „...*ich wäre EHER für eine Überwachung dieser Gelände als für eine Schliessung!*“ (Anwohner)

Die Verantwortung dafür sollen alle Anwohnenden sowie auch die Kinder und Jugendlichen übernehmen. Diese Art von sozialer Kontrolle soll nach Aussagen der Anwohnenden in einem kleinräumigen Kontext, der eher der dörflichen Struktur entspricht, im Gegensatz zu der als eher unordentlich und anonym geltenden Stadt, erfolgreich vollzogen werden. Diese Art von Übersichtlichkeit wird durch das Beobachten und Kontrollieren der Anwohnenden des Schulhausareals angestrebt. Doch durch die spielerische Art der Aneignungen auf dem Schulhausareal, die nicht den traditionell geprägten Vorstellungen von Sitte und Anstand und ländlicher Idylle entsprechen, führen die Kontrollversuche – trotz Protokollieren und Vorsprechen bei der Stadt – zu einem Scheitern. Es folgen Solidarisierungen unter „alteingesessenen, vor allem männlichen Anwohnenden“. Sie verhelfen nur bedingt zur Befriedigung, denn die absolute Ruhe kehrt nicht ein, im Gegenteil, das Sichtbarmachen der rechtlichen Grundlagen etwa auf den Regeltafeln der Stadt führt gar zu einer legitimen Nutzung des Areals. Das führt zu Drohungen des Wegzugs, zu Resignation, zu einem noch minutiöseren Protokollieren, zu einem Aufnehmen von Beweisfotos und schürt gar Wut bei den sich gestört fühlenden Anwohnenden. Der Umgang mit Kontrolle und eben auch der Verlust der vermeintlichen Kontrolle steigern diese negativen Gefühle bisweilen.

*„Irgendwann haben wir einfach GENUG. Das darf man ruhig sagen. Wir haben auch schon mal gesagt, nun müssen wir eine Bürgerwehr auf die Beine stellen. Wenn die uns da nicht entgegenkommen, müssen wir halt hier selber am Abend ein bisschen auf die Pirsch. [...] Wir wären ein bisschen mehr Leute und ein bisschen aggressiver gegen die Jungen.“* (Anwohner)

---

<sup>72</sup> Im Zusammenhang mit den Projektionen auf „die Jugendlichen“ vgl. Ausführungen in der Fallstudie St. Gallen, z. B. mit Bezug auf Glasauer 2005, 2008.

#### 4.3.4 Fallspezifische Folgerungen

Die Auseinandersetzung mit der Lage des Untersuchungsraums gerade in einem Quartier, im Spannungsbereich einer „verstädterten Landschaft“ resp. einer „verlandschafteten Stadt“ gelegen, weist aufgrund einiger oben ausgeführter Aspekte, auch im Zusammenhang mit dem schwelenden Nutzungskonflikt der sich gestört fühlenden Anwohnenden vs. raumnutzende Kinder und Jugendliche auf dem Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut zentrale Bedeutung auf. Phänomene die einer internationalen und mobiltelekommunikativen Gesellschaft eigen sind, werden insbesondere von den aktiven Kindern und Jugendlichen auf dem Schulhausareal – ihren alltäglichen Praxen selbstverständlich – ausgeführt. Hingegen zeigen die alteingesessenen Anwohnenden Mühe im konkreten Umgang damit an ihrem Wohnort.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch darauf verweisen, dass die Vorstellungen der Anwohnenden von ruhigen Nutzungen und Aneignungen von Schulhausanlagen in einem Quartier mit den tatsächlichen Aneignungen durch die Kinder und jüngeren Jugendlichen auseinander klaffen. Zudem zeigt sich, dass die interviewten Anwohnenden öffentliche Stadträume ausschliesslich in ihrer Freizeit oder in ihren Ferien als Erholungs- und Flanierorte nutzen, und nicht regelmässig in ihren alltäglichen Praxen. Hingegen verbringen die Grundschulkinder und die v. a. männlichen Jugendlichen der Oberstufe in ihrem Nahraum alltäglich und in selbstverständlicher Manier für Spiel, Sport und Bewegung und auch soziale Interaktion Zeit im öffentlichen Raum des Stadtteils, der zwar noch in ihrem Nahraum gelegen, doch mehrheitlich nicht mehr unter den Augen der Erziehungsberechtigten – jedoch unter Beobachtung der sich gestört fühlenden Anwohnenden.

## 4.4 Winterthur

### Abstract

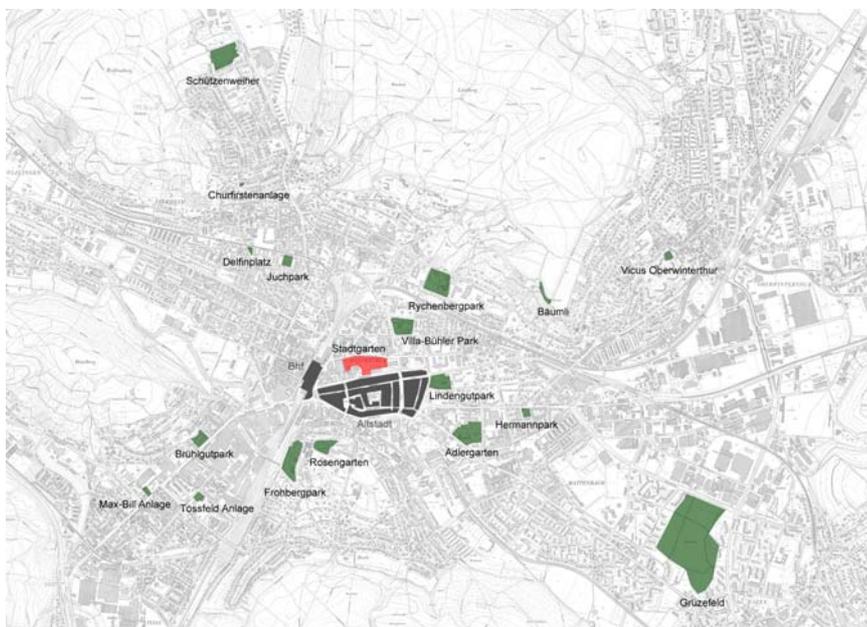
*Im Stadtpark in Winterthur lassen sich verschiedene Aneignungen und Nutzungen unterschiedlicher Personen unterschiedlichen Alters, Geschlechts, Milieus, unterschiedlicher Herkunft und Lebensstilisierung, allein oder in Gruppen, gleichzeitig beobachten. Von den befragten Raumnutzenden werden Ruhe und Erholung, alltägliches Pausieren im Arbeits- oder Schulalltag oder Spiel und Bewegung als besonders wichtige Aktivitäten hervorgehoben. Zentrales Element all dieser Nutzungen scheinen soziale Interaktion und Kommunikation zu sein, obschon teilweise distanziert stattfindend, trotz räumlicher Nähe. Eine Art ruhige Dynamik im städtischen Raumgefüge funktioniert hier anscheinend ganz gut. Dominant sind idealisierende Vorstellungen von Park-Landschaften. Sie scheinen die Grundstimmung und die Beziehung zum Stadtpark positiv zu beeinflussen. – Vor diesem Hintergrund taucht die untersuchte Anlage in der Wahrnehmung der Parknutzenden als äusserst attraktiver Ort für unterschiedliche Bedürfnisse auf, sei dies etwa Rast und Ruhe, Spiel für die Kinder, Sport und Bewegung, soziale Interaktionen und Kommunikation oder Verpflegung, auf.*

### 4.4.1 Räumliche Analyse: Stadtpark / Stadtgarten<sup>73</sup> Winterthur

#### a) Analyse des räumlichen Umfelds (Makrostruktur)<sup>74</sup>

Die Stadt Winterthur verfügt über zahlreiche Parkanlagen, die meist aus ehemaligen Villengärten entstanden sind, welche die Altstadt in einem Grüngürtel umfassen. Zudem gibt es kleinere und grössere Parkanlagen ausserhalb des Stadtkerns. In Kombination mit den Naherholungsgebieten an den Stadträndern steht der Bevölkerung ein breites Angebot an Erholung, Ruhe und Freizeitgestaltung zur Verfügung.

Der zentral gelegene Stadtpark gilt gemäss städtischen Angaben als wichtigster und beliebtester Grünraum für die BewohnerInnen der Altstadt und für die Berufstätigen im Stadtzentrum. Er liegt nördlich der Altstadt und ist begrenzt durch die Museumstrasse im Norden, die Stadthausstrasse / Museum Oskar Reinhart im Süden, die Merkurstrasse im Westen und die Schule Altstadt im Osten.

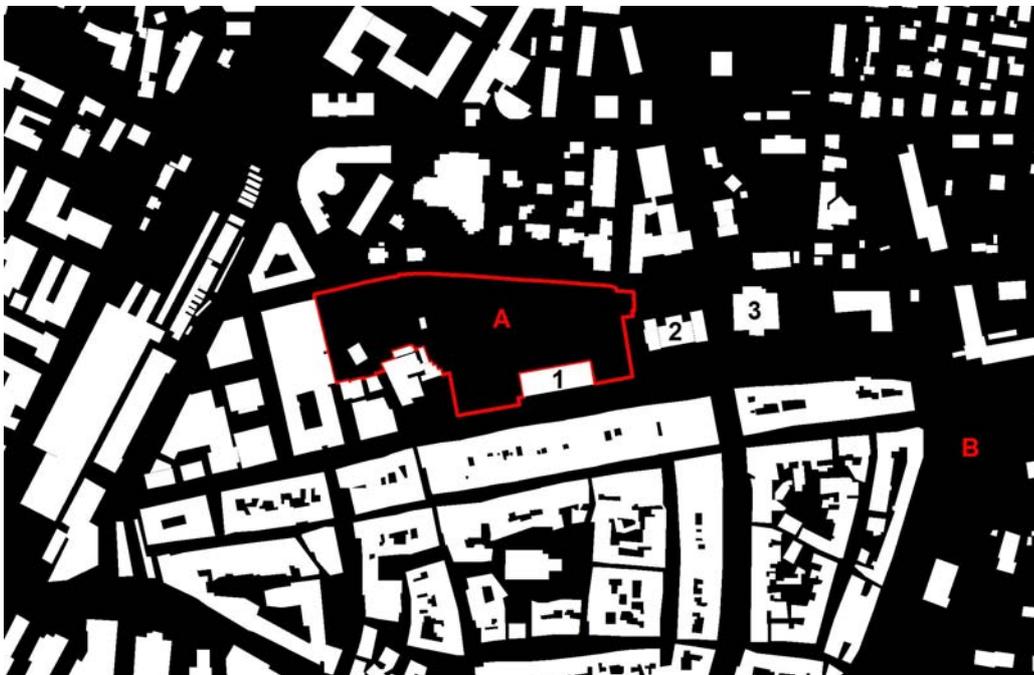


<sup>73</sup> Sowohl die befragten Parknutzenden als auch in den städtischen Stellen wird von Stadtpark oder Stadtgarten gesprochen. In dieser Fallstudie wird der Lesbarkeit halber, ausser bei Zitationen, die Bezeichnung Stadtpark verwendet.

<sup>74</sup> Die räumliche Analyse wurde von Simon Schmid MAS GSR erarbeitet. Plangrundlagen stammen von der Stadt Winterthur. Die Begleittexte, vor allem zum historischen Kontext basieren u. a. auf Angaben und Quellen der Stadtgärtnerei, [www.stadtgaertnerei.winterthur.ch](http://www.stadtgaertnerei.winterthur.ch).

## Öffentliche Parkanlagen der Stadt Winterthur

Der Schwarzplan verdeutlicht die städtebauliche Struktur der Umgebung. Die dichte, organisch gewachsene Altstadt steht im Kontrast zu den freistehenden umliegenden Gebäuden. Mit dem Rückbau der Stadtmauer und Aufschüttung der Gräben entstand Raum für den Stadtpark (A), Lindengutpark (B), sowie öffentliche Bauten wie das heutige Museum Oskar Reinhart (1), Schulhaus Altstadt (2) und Stadthaus (3).



Schwarzplan

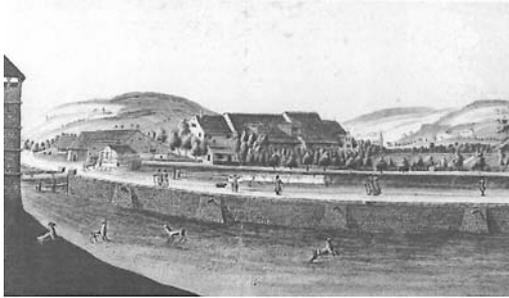
### b) Historischer Kontext<sup>75</sup>

*„In der Altstadt gab es früher keine öffentlichen Grünanlagen, lediglich öffentliche Plätze. Diese Ausweitungen von Gassen in der Altstadt dienten als Umschlagplätze für die Märkte.*

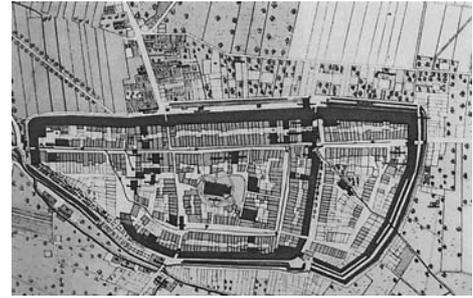
*Im 15. Jahrhundert wurden entlang der Stadtwälle Fuss- und Reitwege angelegt, im nördlichen Stadtgraben Hirsche ausgesetzt. Der heutige Stadtgarten liegt im Bereich der früheren Stadtbürgergärten zwischen dem ehemaligen Stadtgraben (heute Stadthausstrasse) und der Museumsstrasse. Bereits um 1750 wurde, das in seinen Proportionen auffällige, zweistöckige Barockhaus errichtet. Es war dazumal ein Vorläufer der Landhäuser und diente als Sommerresidenz eines Ratsherrn.“<sup>76</sup> 1835-1839 wurden die Stadtmauern abgebrochen, die Stadtgräben eingeebnet und die Ringstrasse um die Altstadt erstellt. Die Entfestigung der Altstadt war zu jener Zeit eine typische Entwicklung in den europäischen Städten. Hauptgründe waren einerseits die immer dichter bebauten historischen Stadtkerne. Mit der Entwicklung nach innen verschlechterten sich die hygienischen Bedingungen zunehmend. Andererseits boten die Stadtmauern keinen Schutz mehr vor der sich weiter entwickelten Waffentechnologie potenzieller Feinde. Mit der wegfallenden Stadtmauer wurde nicht nur die Altstadt mit dem Umland (zu diesem Zeitpunkt meistens bereits stark besiedelt) verbunden. Die ‚Footprints‘ der massiven Bauwerke und zugeschütteten Stadtgräben gaben oft viel Fläche für Ringstrassen, Avenuen, Pärke und Repräsentationsbauten frei (vgl. Wien Anfang 19. Jh.).*

<sup>75</sup> Vgl. Der Stadtgarten, 2. Entstehungsgeschichte (ohne Datum).

<sup>76</sup> Ebd.: 1-6.



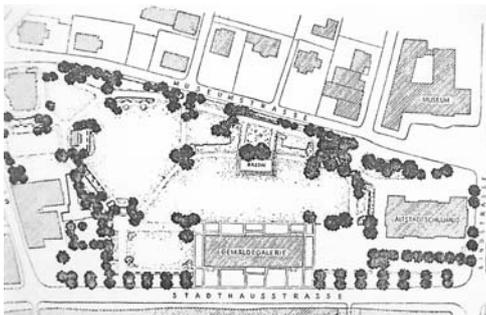
Aussicht von der heutigen Stadthausstrasse, (Abbildung: Stadtgärtnerei)



Stadtplan von Winterthur (1755), (Abbildung: Stadtgärtnerei)

Ab Mitte 19. Jh. wurden diverse öffentliche, spätklassizistische Gebäude um den Stadtpark erbaut (heutiges Museum Oskar Reinhart, Schule Altstadt, Winterthurer Stadthaus von Gottfried Semper usw.).

Mit dem Wettbewerb für eine einheitliche Aussenraumgestaltung des Areals um 1900 entstand die eigentliche Aussenanlage. Die Bevölkerung gab ihr den Namen «Stadtgarten». Es folgten diverse Erweiterungen und Umbauten und Umnutzungen der öffentlichen Gebäude um den Stadtpark. Im Rahmen der Anbauschlacht wurden anfangs der 40er Jahre die Grünflächen des Parks in Gemüsegärten umgewandelt und die Erträge an das Waisenhaus und an die städtischen Bürgerheime verkauft. Um 1950 fand der Stadtpark mit der Realisierung eines neuen Gestaltungswettbewerbs mit der Erweiterung der Stadtparkanlage bis zur Merkurstrasse seine heutige Form. Ein Jahr später wurde der Park mit dem Kinderspielplatz ergänzt.



Wettbewerbsprojekt Stadtpark 1950 (Abbildung: Stadtgärtnerei)

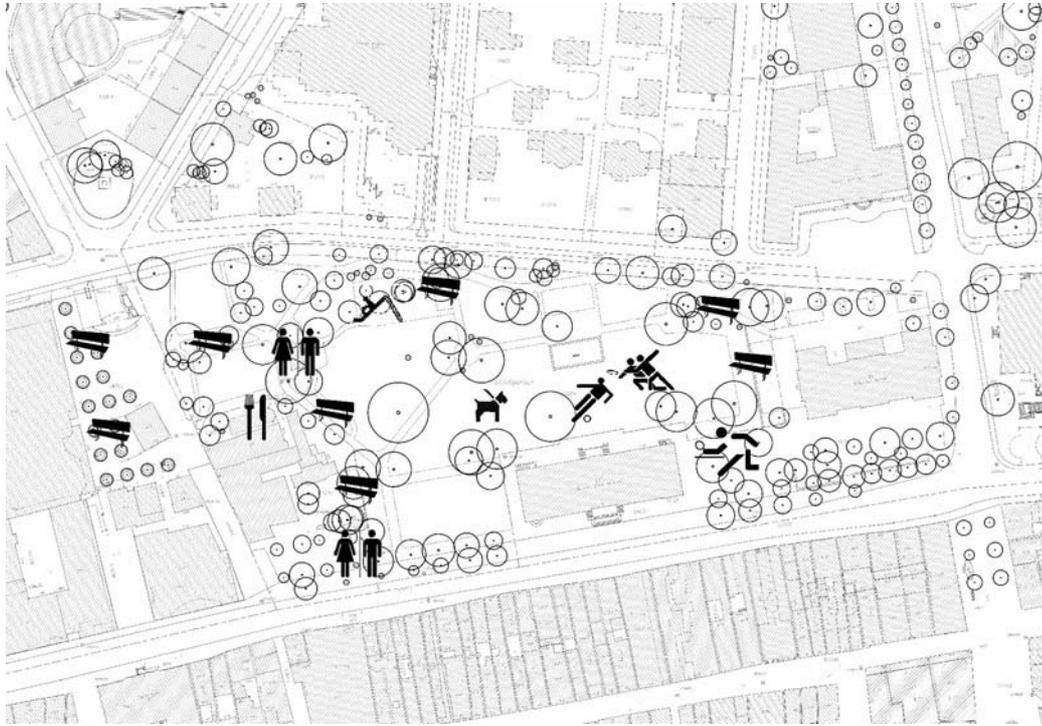


Ansichtskarte des Stadtparks um 1950 (Quelle: Stadtgärtnerei)

In den 1970er und 1980er Jahren wurden radikale Umnutzungsprojekte wie die Errichtung eines Parkplatzfeldes und Weiheranlage verworfen. Anfangs 1990 wurde der Musikpavillon, der den Abschluss der Merkurstrasse bildet und gestaltete den Vorplatz neu erstellt.

### c) Nutzungsstruktur

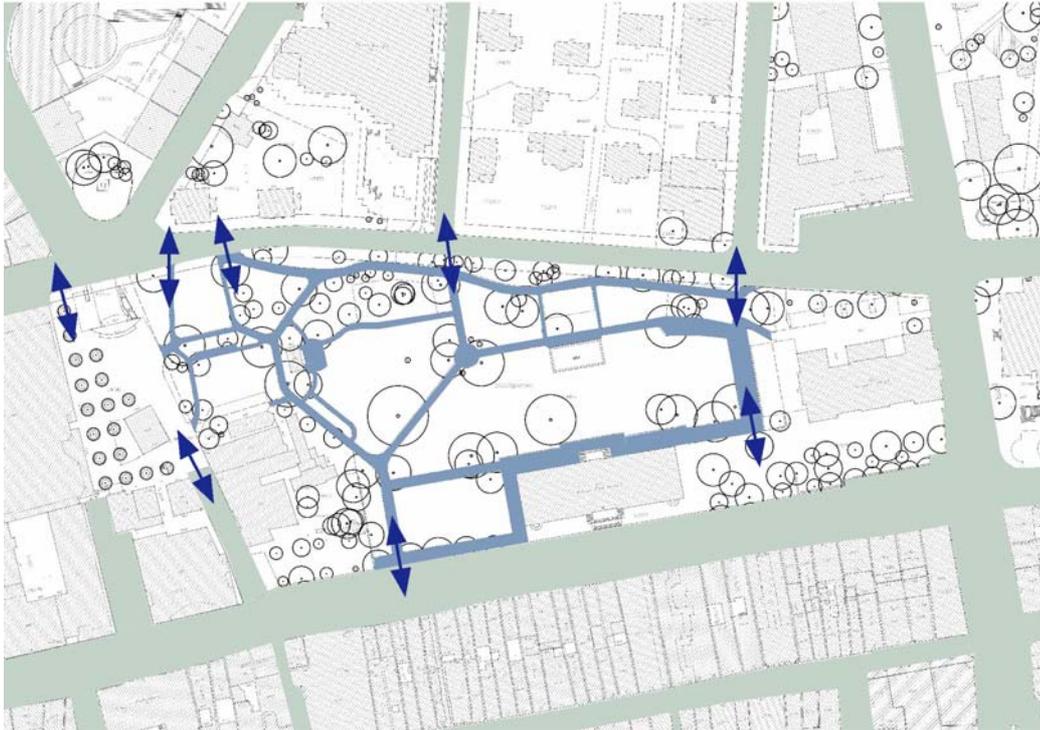
Der Stadtpark wird, je nach Jahreszeit und Witterung, von Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Nutzungsbedürfnissen vielseitig genutzt. Die Infrastruktur umfasst Sitzgelegenheiten, Kinderspielplatz, zwei öffentliche Toiletten sowie einen Pingpongisch.



Nutzungsstruktur

### d) Erschliessungsstruktur

Die Museumsstrasse im Norden und Stadthausstrasse im Süden erschliessen den länglichen Park und grenzen ihn zugleich ein. Zusätzlich kann der Vorplatz mit dem Musikpavillon über die Merkurstrasse erreicht werden. Die vielen Zugänge bilden die Schnittstelle zwischen innerem und äusserem Wegnetz. Das innere Wegnetz nimmt grundsätzlich die Achsen der äusseren Wege auf, kombiniert mit Verbindungsdiagonalen. Dadurch entstehen zwei bis drei Knotenpunkte. Die inneren Wege mit den vielen Zugängen ermöglichen, den Park in vielen Varianten zu durchschreiten. Da die Längswege grösstenteils einen gewissen Abstand zur Stadthausstrasse haben, sich aber nach Norden verdichten und teilweise unmittelbar neben der Museumsstrassen verlaufen, wird der Verkehr auf der Park-Nordseite akustisch wahrscheinlich als störender empfunden.



Erschliessungsstruktur. Hellblau: Wegnetz aussen, blau: Wegnetz innen, dunkelblau: Parkeingänge

### e) Freiraum- und Grünstruktur

Mit den Rasen-, Pflanzrabattenflächen und Bäumen ist der Name Stadtpark Programm. Die Rasenfläche nimmt 2/5 der Gesamtfläche ein, die befestigten und chaussierten ‚Aufenthaltszonen‘ und das Wegnetz je 1/5. Der restliche 1/5 sind Pflanzrabatten, Gebäudeflächen sowie Wasserfläche.

Im Stadtpark sind zwei Symmetrieachsen vorhanden. Die Auffälligere findet ihren Ausgang im symmetrischen Museumsbau und erstreckt sich über die grosse Wiese, das Wasserbecken und die dahinter liegende Pflanzenrabatte. Die Zweite, eher unscheinbare entwickelt sich mit dem Barockgebäude als Zentrum, mit dem chaussierten Vorplatz und der Rasenfläche auf der Gebäuderückseite.

Der Stadtpark lässt sich in zwei Bereiche einteilen, die sich an den beiden Symmetrieachsen orientieren. Die Bereiche definieren sich durch die visuelle Fassbarkeit, resp. visuelle Trennung durch die dichter gepflanzten Bäume (schraffierter Bereich). Das Barockgebäude erfüllt damit eine Art Scharnierfunktion. Die beiden Bereiche sind in ihrer Dimension durch natürliche (Bäume, Hecken, Gebüsch, (grün)) und gebaute Sichtbarrieren (rot) definiert. Im Stadtpark verlaufen die Sichtachsen (hellblau) in Längs- und Querrichtung.



Flächengliederung. Grün: Wiesen, beige: Aufenthaltszonen, blau: inneres Wegnetz



Symmetrieachsen



Zwei Bereiche



Sichtbarrieren, Sichtachsen

#### 4.4.2 Vorgehen

Im Zentrum der Untersuchung in Winterthur liegt der Stadtpark. Die Datenerhebung übernahmen grösstenteils fünf Studierende des Nachdiplomstudiengangs Gemeinde-, Stadt- und Regionalentwicklung (MAS GSR) unter Anleitung des Forschungsteams der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Nach den ersten Begehungen im Frühjahr 2008 folgte vor den Sommerferien eine intensive Phase fokussierter, teilnehmender Beobachtungen mit textlicher und kartographischer Dokumentationen anhand eines groben Rasters. Die Beobachtungsprotokolle geben Auskunft über Zeit, genaue Örtlichkeit im Stadtpark, AkteurInnen und deren Geschlecht, Aktivitäten, Wirkung, Ereignis und Sinneswahrnehmungen im Raumgefüge.

Nach einer ersten Grobauswertung wurde ein halbstandardisierter Fragebogen entwickelt. Er beinhaltet zum einen geschlossene Fragen zur Häufigkeit, Aufenthaltsdauer, Zeit und Art der Parknutzung. Zum andern umfasst er etwas offenere Fragen zum Bild respektive den Vorstellungen der Anlage, zu Missfallen respektive Gefallen spezifischer Orte, Momenten, Begebenheiten, Verhaltensweisen, sozialen Kontakten und Veränderungen im Stadtpark. Auf diese Weise sollen die Nutzungsformen im Winterthurer Stadtpark ergründet werden. Die Erhebungsphase mit den Parknutzenden fand nach den Sommerferien statt.

Zusätzlich zu den Hintergrundmaterialien – seitens der Stadtgärtnerei bereitgestellten Unterlagen zur historischen Entwicklung des Stadtparks – wurden räumliche Beschreibungen angefertigt, die eine Raumanalyse auch auf planerischer Ebene zulassen.

Aufgrund der Auswertung des erhobenen Materials liessen sich die zentrale Themenbereiche und Tendenzen für die Fallstudie Winterthur festhalten. Die ausgewählten Bereiche greifen ineinander, sind alle Teil des komplexen Raumgefüges. Sie setzen bei den Antworten der befragten Raumnutzenden an, werden qualitativ-beschreibend, mit Beobachtungen aus den Protokollen verwoben und knüpfen punktuell an ausgewählten theoretischen respektive fachspezifischen Ausführungen an.

#### Sample

Insgesamt wurden fünfzig Personen befragt. Durchgeführt wurden die Befragungen an drei Standorten im Stadtpark Winterthur: Auf der Parkseite beim Manor wurden sieben Gespräche geführt, auf der grossen Wiese deren 27 und auf der Seite des Schulhauses waren es 14 Gespräche. Mit der Wahl dreier unterschiedlicher Standorte sollten auch unterschiedliche NutzerInnengruppen angesprochen werden.

Zu den Befragten zählten 28 Männer und 21 Frauen. Direkt in der Stadt Winterthur wohnhaft sind 31 Befragte, 18 Befragte stammen von ausserhalb von Winterthur. (Bei einer befragten Person fehlen diesbezüglich die Angaben).

Der grösste Teil der ParkbesucherInnen, die sich an einem Gespräch beteiligt haben, gehören der Altersklasse der 31-45jährigen (18 Befragte) und der 19-30jährigen (16 Befragte) an. Ferner wurden vier Pensionierte, fünf 46-65jährige, fünf Jugendliche (14-18jährige) und eine Person, die jünger als 14 Jahre ist, befragt. Entsprechend den Altersgruppen sind die meisten der Befragten (27) erwerbstätig. Je fünf der GesprächspartnerInnen sind

pensioniert oder beziehen eine IV-Rente. Ausserdem gehören acht Studierende, zwei Hausfrauen und ein Schüler zum Sample.

Die grosse Mehrheit der Befragten besucht den Stadtpark schon seit mehreren Jahren mehrmals pro Woche und hält sich jeweils länger als eine Stunde im Park auf. Daher ist davon auszugehen, dass die meisten der Befragten den Park gut kennen.

Es wurden 20 Personen, die sich in der Regel in der Gruppe im Park aufhalten, 15 Personen, die alleine unterwegs sind und sieben Personen, die manchmal sowohl alleine als auch in Gruppen den Park besuchen befragt. Zwei der Befragten sind jeweils zu zweit im Park. Alle sechs Befragten, die mit Kindern im Park sind, sowie alle RentnerInnen (AHV und IV) wohnen in Winterthur, ebenso sind die meisten der Befragten, die den Park in Gruppen aufsuchen und diejenigen, die sich mehrmals pro Woche im Park aufhalten, in Winterthur wohnhaft. Befragte, die alleine im Park unterwegs sind, wohnen eher ausserhalb von Winterthur.

Die Aufenthaltsdauer im Park kann damit in einen Zusammenhang gestellt werden, ob sich die Personen alleine oder in Gruppen vor Ort aufhalten. Nur eine der Personen, die alleine unterwegs sind, hält sich länger als eine Stunde im Park auf, die andern „EinzelgängerInnen“ bewegen sich nach eigenen Aussagen zwischen einer Viertelstunde und einer Stunde im Park. Alle Befragten, die länger als eine Stunde verweilen, sind in Gruppen oder mit Kindern im Stadtpark.

#### **Fallspezifische Fragestellung**

Nach der groben Auswertung der Beobachtungsprotokolle zeigte sich ein relativ vielfältiges Bild der Raumnutzungen und Raumaneynungen im Winterthurer Stadtpark. Der Fokus auf diese Diversität soll in der fallspezifischen Fragestellung verstärkt und nicht eingeschränkt werden. Daher rückt folgende, relativ offen gehaltene fallspezifische Frage ins Zentrum:

1. Inwiefern interagieren und kommunizieren Raumnutzende miteinander?

Der Stadtpark Winterthur unterscheidet sich in Bezug auf die anderen fünf Fallstudien vor allem in seiner baulich-gestalterischen Anlage wesentlich. Insbesondere der Bezug als eine historisch gewachsene Grünanlage bzw. Stadtpark am ehemaligen Stadtgraben zeigt sich deutlich in seiner baulich-gestalterischen Form und seiner landschaftlichen Gestaltung. In diesem Zusammenhang interessiert – mit Rückbezug auf den dynamischen und prozessualen Raumbegriff – folgende Frage besonders:

2. Welche Bilder respektive welche Vorstellungen des Stadtparks als konkreter öffentlicher Raum sind vorherrschend bei den Raumnutzenden?

#### **4.4.3 Winterthurer Stadtpark: Fallbeschreibung entlang den wichtigsten Themen aufgrund der Befragungen und Beobachtungen**

##### ***Allgemeine Eindrücke zum Stadtpark und dessen Nutzung***

Die Aneignungen und Nutzungen im Winterthurer Stadtpark während der Frühjahrs- und Sommermonate scheinen vielfältig. Die Parknutzenden unterscheiden sich nach Alter, Geschlecht, Herkunft und Milieu, sind alleine oder in Gruppen unterwegs. Sie verweilen auf einer der Rasenflächen an der Sonne, im kühlen Schatten der Bäume oder auf Bänken, konsumieren Getränke und Essen über Mittag, schwatzen oder lesen ein Buch. Eltern, vorwiegend Mütter, strömen vom und zum Kinderspielplatz, sie lassen ihre Kinder rumrennen, beobachten sie, knüpfen oder vertiefen Kontakt untereinander. Währenddessen patrouilliert die Polizei, vor allem auf der Suche nach Drogendealern und kontrolliert vereinzelt DrogenkonsumentInnen, AlkoholikerInnen oder Randständige, die sich der so genannten Szene zuordnen lassen. Ein paar Meter weiter wird auf der Wiese Frisbee oder Fussball gespielt, gelacht, geschäkert und geflirtet. Passantinnen und Passanten, am späten Vormittag vor allem ältere Semester, flanieren oder durchqueren auf einem der Wege zielstrebig und mit schnellerem Schritte die Anlage.

Es herrscht ein Nebeneinander von gleichzeitigen Aktivitäten, sei dies Spiel, Sport und Bewegung, Kommunikation oder Rast und Ruhe. Die Stimmung ist friedlich und entspannt. Ein paar Meter weiter fliesst der Verkehr, reihen sich Geschäfte und Konsumangebote der Altstadt aneinander und verströmen eine andere Betriebsamkeit und Dynamik.

### *Tendenzen und Themenbereiche*

#### **a) Imagination des Untersuchungsraums aufgrund der Erfahrungen der Raumnutzenden**

Die Bilder des Untersuchungsraums bei den befragten Raumnutzenden scheinen überwiegend positiv geprägt. Den Antworten ist zu entnehmen, dass vor allem gewisse Vorstellungen des Ortes, des Stadtparks, der persönlichen Perspektive und Erfahrung vor Ort diese Imagination massgeblich mit beeinflussen. Wobei mit Vorstellung des Ortes, des Stadtparks unterschiedliche positiv bewertete Aspekte zusammengefasst werden können: Sie reichen von ‚der Natur‘ (als Begriff hier undifferenziert und diffus verwendet), ‚der Begrünung‘ und der landschaftlichen Gestaltung, über die Stimmung im Park, die Infrastruktur (insbesondere des Kinderspielplatzes) bis hin zur Instandhaltung der Anlage was seine Sauberkeit und Ordnung anbelangt. Der zweite ausschlaggebende Aspekt für das Bild des Parks gründet auf der Möglichkeit der persönlichen Erholung, des Ruhetankens, sich Zurückziehens und Verweilens, auch ohne soziale Interaktion, in einem als angenehm und relevant empfundenen Park. Als letztes, ebenfalls von Wichtigkeit für die positive Grundhaltung gegenüber dem Untersuchungsraum, werden die sozialen Kontakte angeführt: Sei dies etwa die Möglichkeit in der Gruppe etwas zu erleben (Jugendliche oder auch Mütter mit Kindern) oder ganz informell mit anderen Parknutzenden ins Gespräch zu kommen. Diese prägenden Erlebnisse, oft im Alltagsleben erfahren, an einem angenehm empfundenen Ort werden durch spezifische persönliche Erfahrungen oder solche in der Gruppe gegenüber den marginal erwähnten negativen Aspekten deutlich hervorgehoben. Zu den negativen Vorstellungen zählen eher eigene subjektive Erlebnisse und mediale Zuschreibungen, die mit Vergangenheit verknüpft und deutlich von derzeit vorherrschenden positiven Ausführungen und Assoziationen überlagert werden.

#### **b) Landschafts- und Naturbegriff in Bezug zum Stadtpark**

Ein besonderes Augenmerk soll auf die Begriffe ‚Landschaft‘ und ‚Natur‘ gerichtet werden. Bei allen Befragungen im Winterthurer Stadtpark kehren gewisse Vorstellungen dieser beiden Begriffe wieder, die ihren Ursprung in der Romantik finden. Der Stadtpark bietet sich aufgrund seines historischen Ursprungs (vgl. Raumanalyse und entsprechender historischer Abriss), seines landschaftlichen Entwurfs, seiner Gestaltung und Begrünung als Projektionsfläche an für einen überhöhten Begriff. Alle Befragten äussern sich diesbezüglich sehr positiv und es werden überaus bejahende Konnotationen hervorgerufen.

Es kann in diesem Zusammenhang etwa auf den literarischen Topos des „locus amoenus“ (lat. lieblicher Ort) verwiesen werden.<sup>77</sup> Ein Schauplatz, der relevant für die Dichtung z. B. bei Faust II erwähnt und seinen Ursprung in der griechischen Tragödie findet. Als Gegenstück wird ihm oft Öde und Wildnis gegenübergestellt. In der Kunst respektive der Landschaftsmalerei findet sich etwa bei Lorrain oder Poussins die ‚paysage idéal‘ als idealisiertes Konstrukt. – In der derzeitigen alltagssprachlichen Bedeutung scheint dieser ästhetische Landschaftsbegriff noch immer stark in unseren Vorstellungen präsent, so auch in den Köpfen der Raumnutzenden verhaftet. Doch gerade diese überhöhten Begrifflichkeiten und Idealisierungen scheinen reflexionsbedürftig.

Von Landschaft wird in den Sozialwissenschaften und der Landschaftsarchitektur, so etwa bei Kaufmann<sup>78</sup> als sichtbare, erfahrbare und räumlich ausgedehnte Natur gesprochen, die in der Gesellschaft angekommen und nicht mehr ausserhalb der städtischen Zentren, sondern eben dort integriert, zu verorten ist. Die Auflösung der

---

<sup>77</sup> Vgl. weitere Aspekte des „locus amoenus“ in den Ausführungen der Fallstudie Zürich.

<sup>78</sup> Kaufmann 2005: 9-16.

Dichotomie von Stadt und Land, von urban-industriellem und agrarischem Raum,<sup>79</sup> die Aspekte der Unvorhersehbarkeit, Prozessualität und Relationalität in der Wissenschaft und die komplexe Denkweise der heutigen Wissensgesellschaft gilt es mit zu beachten. Nicht zuletzt sie bedingen auch eine Ausdifferenzierung und Reflexion der Landschaftsbegriffe.<sup>80</sup> So drängt etwa die „*totale Landschaft*“<sup>81</sup>, die besonders auf das ästhetische Moment fokussiert, die physische Stofflichkeit in den Hintergrund und verstärkt eine ökologische Nivellierung. „*In der „Totalen Landschaft“ ist die alte Kulturlandschaft nur noch ein künstliches Reservat. Dieser Artefaktcharakter betrifft nun alle Bestandteile der Landschaft – ob Naturschutzgebiete oder Gewerbegebiete, alle sind Konstrukte.*“<sup>82</sup> Gerade ästhetische Mittel tragen in der Landschaftsplanung zwar zur Aufwertung von Räumen bei, stärken lokale Dimensionen und tragen oft auch historische Einschreibungen mit sich. Der Begriff Landschaft wird von Prominski erweitert und soll als „*dynamisches System menschgemachter Räume*“<sup>83</sup> verstanden werden. Der rein ästhetisch geprägte Landschaftsbegriff aus dem 18. Jahrhundert soll somit verlassen, die Attribute ‚grün‘, ‚natürlich‘ und ‚harmonisch‘ und das statische kulissenhafte Idealbild reflektiert werden. Ähnlich den relationalen und relativistischen Raumbegriffen wird heute seitens der (Landschafts)-Architektur dafür plädiert, Landschaft dynamisch und prozessual zu denken.<sup>84</sup>

Die Wichtigkeit und das konkrete Bedürfnis nach Park- und Grünanlagen in Städten werden vor allem seitens der Landschaftsarchitektur und der Geographie betont. So erwähnt etwa Ward Thompson<sup>85</sup>, dass sich eine Forderung nach Natur und vor allem nach direktem Kontakt mit Natur zu den sozialen und kulturellen Werten der heutigen Gesellschaft zählt. – Inwiefern und ob die öffentlichen Räume ohne respektive mit wenig Begrünung einen anderen Stellenwert einnehmen, sei an dieser Stelle dahingestellt. – Gerade in der Spätmoderne, dem Zeitalter virtueller Transaktionen und Kommunikationen wachse aber die Sehnsucht nach dem Wirklichen, nach direkten sozialen Interaktionen und eben auch nach „*need spaces where we can engage with natural processes, where we can intervene and change the landscape, and where we can watch things grow.*“<sup>86</sup>

### **c) Bewegungsraum: Spiel und Sport**

Die beobachteten Aktivitäten im Untersuchungsraum verweisen darauf, dass der Stadtpark in Winterthur als Bewegungsraum für Spiel und Sport (Fussball, Pingpong, Frisbee) genutzt wird. So betonen insbesondere die befragten Mütter, dass sie den dortigen Spielplatz für ihre Kinder schätzen, intensiv und regelmässig nutzen. Zugleich bietet es sich an, sich mit anderen Eltern auszutauschen. Einige Stimmen geben jedoch in diesem Zusammenhang auch zu bedenken, dass sie diesen Spielplatz mit ihren Sprösslingen meiden, da es dort Scherben habe. Sobald es zu einem Bodenkontakt kommt, einer haptischen, taktilen Bewegung werden Verschmutzungen

---

<sup>79</sup> Vgl. exemplarisch mit Konzepten zu „Zwischenstadt“ (Sieverts 2005, 2006). Generell umfasst dieser Begriff „*sowohl Bezeichnung für die Erscheinung des unverbundenen Nebeneinanders von Funktion, Maßstab und Nutzung ganz unterschiedlicher Elemente, z. B. Shopping-Center neben Einfamilienhäusern neben Autobahn, als auch für eine allgemeine Struktur, die die historische Stadt "unterwandert"*. Historisch betrachtet ist die Zwischenstadt ein junger Übergangstyp auf dem Wege in eine ungewisse Zukunft“ bezeichnet. (Sieverts 2005). Im Rahmen des Ladenburger Kollegs, einem multidisziplinären Forschungs- und Entwicklungsprojekt wird der suburbane Raum in der Rhein-Main Region auf sein Entwicklungs- resp. Qualifizierungspotential – oft auf kognitiver Ebene – erforscht. Erst mit der Benennung des Umlands als Zwischenstadt ausserhalb der Kernstädte und kleinen Gemeinden wurde 1997 in Deutschland eine Auseinandersetzung mit diesem Untersuchungsgegenstand überhaupt möglich. Die Diskussionen in diesem Forschungsfeld sind keineswegs als abgeschlossen zu betrachten. Vgl. auch mit den Ausführungen in der Fallstudie Schaffhausen.

<sup>80</sup> Vgl. Prominski 2004: 51-69. An dieser Stelle wird in keiner Weise ein vollständiger landschaftstheoretischer Abriss vorgenommen, es werden lediglich punktuelle Aspekte aufgenommen.

<sup>81</sup> Kaufmann 2005: 11 oder Prominski 2004: 60-61.

<sup>82</sup> Prominski 2004:61.

<sup>83</sup> Prominski 2004: 147, Prominski erweitert die bisherigen Landschaftsbegriffe und spricht von „*Landschaft Drei*“ (2004: 59-60).

<sup>84</sup> Vgl. Prominski 2004.

<sup>85</sup> Ward Thompson 2002: 59-72.

<sup>86</sup> Ebd.: 70.

oder Verunreinigungen als besonders unangenehm – oder im Fall von Scherben auch als gefährlich eingestuft.<sup>87</sup> Nicht nur für die kleinen, sondern auch für die erwachsenen Parknutzenden bietet der Ort die Möglichkeit sich zu bewegen. Unterschiedliche sportliche Tätigkeiten werden als beliebte Freizeitbeschäftigungen im Stadtpark angegeben. Wobei auch dem Moment der sozialen Interaktion und den Kontakten eine bedeutende Rolle beigemessen wird. Die Nähe des Stadtparks zum alltäglichen Arbeits- und Konsumalltag in der Altstadt lässt sich als zusätzlicher Pluspunkt erwähnen.

#### ***d) Aufenthalts- und Verweilort: Rast und Ruhe, Interaktion und Kommunikation***

Bisweilen wird gerade auch die Möglichkeit zur Entspannung und Erholung, raus aus dem Arbeits-Alltag, und die kurze Distanz zur Altstadt in positiver Weise betont: Die freie Zeit als Pause, sei dies beim Rasten in der Mittagsstunde, am frühen Abend und als persönliche Erfahrung in einer etwas ruhigeren Atmosphäre Energie aufzutanken oder sich für längere Zeit im Park auszuruhen, zu lesen, Leute zu treffen oder einfach abzuhängen. Die Parkanlage scheint genügend Nischen zu bieten diese unterschiedlichen Ansprüche zu befrieden. Ein wichtiger Aspekt auch bei Forderungen und Planungsempfehlungen städtischer Parkanlagen.<sup>88</sup> Zugleich werden Erfahrungen in Gruppen und soziale Kontakte betont, die im Park möglich sind und durchwegs positiv gewertet werden.

Es wird von den befragten Raumnutzenden betont, dass Kontakte in erster Linie zweckgebunden entstehen. An prominenter Stelle steht dabei die Kommunikation unter Eltern über deren Kinder, aber es werden auch z. B. bei HundehalterInnen über deren Tiere, über das Schnorren einer Zigarette oder von Geld informelle und lose Gespräche geführt. Generell bezeichnen sich die befragten Raumnutzenden selbst als äusserst kontaktfreudig und betonen, dass auch viele neue Kontakte wegen einer relativen offenen Grundstimmung aller Gruppierungen und Personen im Stadtpark zustande kommen könnten. Bisweilen wird eine bestimmte Nähe oder Bekanntschaft einer andern NutzerInnengruppe vorausgesetzt. Die Suggestivierung einer gewissen örtlichen Nähe wird positiv wahrgenommen, gerade weil trotzdem Distanz gewahrt werden kann. Somit lässt sich auch erklären, weshalb all diesen Kontakten eine gewisse Oberflächlichkeit zugeschrieben wird.

#### ***e) Möglichkeitsraum: diverse Nutzungen***

Diese verschiedenen Möglichkeiten der Raumnutzung werden als besonderer Pluspunkt des Stadtparks betont. Gerade das Angebot des Parks zur vielfältigen Nutzung, die Bedürfnisabdeckung unterschiedlicher Anliegen diverser Menschen und dies alles in einem ‚landschaftlich‘ ansprechenden Park werden wohlwollend hervorgehoben. Die baulich-gestalterischen Elemente und die Begrünung im Park werden nicht explizit (ausser das Fällen eines grossen Baumes) angesprochen, sie kommen in den Aussagen der Befragten vielmehr implizit zum Vorschein. Beispielsweise wenn eine bestimmte Gestaltung bestimmte Nutzungsformen, Funktionen und soziale Kontakte ermöglicht. Gleichwohl wird dem funktionalen Schattenspenden der Bäume, dem Sonnentanken oder den Elementen Wasser, Wiese und Bäume als mögliches Naturerlebnis Bedeutung anberaunt.<sup>89</sup> Ein gemeinsames Nutzen von funktionaler Infrastruktur (z. B. Spielplatz, Hundauslauf oder Spielwiese) wird als gegeben hingenommen. Die Nutzungen finden nebeneinander und gleichzeitig statt.

In diesem Zusammenhang wird auch die Offenheit der Wiese, die eine Übersichtlichkeit über die Anlage und Distanz zu anderen Parknutzenden ermöglicht, geschätzt (vgl. mit den obigen Darstellungen der räumlichen

---

<sup>87</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang die Aussagen am Basler Rheinbord zur Verschmutzung des Rheins v. a. bei Badenden, in Schaffhausen die Aussagen aller zu Scherben auf dem Schulhausareal und in Luzern die Aussagen der Mutter und Jugendlicher zum verschmutzten Sand bei der Aufschütte.

<sup>88</sup> Vgl. Paravicini 1994: 195-202.

<sup>89</sup> Vgl. allfällige Parallelen sowohl in Zürich als Defizite erwähnt, und in Basel als positive Elemente aufgeführt. Sobald es um so genannte Naturerlebnisse geht, werden ähnliche Begriffe und Elemente erwähnt.

Analyse). Gleichzeitig ist es möglich in einer Gruppe Nähe und Interaktion zu finden, falls dies gewünscht wird. Es kann daraus gefolgert werden, dass eine relativ vielfältige Gestaltung unterschiedliche Nutzungen fördert und ermöglicht, Distanz und Nähe ein Funktionieren des Parks begünstigen. Auf der rein funktionalen Ebene werden – wie bereits erwähnt – die Möglichkeit zum Spiel insbesondere der Spielplatz für die Kinder und die Nähe zum Konsum herausgestrichen.

In diesem Zusammenhang soll zudem festgehalten werden, dass die Parknutzenden unterschiedliche Nutzungsformen auch von Personen und Gruppen, die nicht miteinander interagieren akzeptieren und sie grosszügig und wohlwollend beobachten.

Die britische Untersuchung von Burgess, Harrison und Limb<sup>90</sup> verweist bezüglich der Bedeutung von Park- und Grünanlagen in Städten darauf, dass ihnen eine der besonderen urbanen Qualitäten zugesprochen wird, wenn viele Möglichkeiten durch die baulich-gestalterischen Elemente, funktional bestehen, und zugleich eine gewisse Diversität sozialer und kultureller Praxen möglich und vorhanden ist. „*The public open spaces are valued especially because they have the potential to enhance those positive qualities of urban life: variety of opportunities and physical settings; socialbility and cultural diversity.*“<sup>91</sup>

#### **f) Interventionen und Störungen im Stadtpark**

Nebst den überwiegenden positiven Aspekten gibt es einige wenige äusserst ambivalent und auch negativ wahrgenommene Aspekte im Stadtpark. Die Polizeipräsenz im Park, d. h. vor allem beim Musikpavillon (seit April 2008) wird von unterschiedlicher Seite als massiver Eingriff betrachtet. Die Befragten äusserten sich, vor allem je nach Zugehörigkeit der Milieus und Szenen, verschieden. Zum einen werden die Polizeipräsenz und -kontrollen als ‚gut‘ und die BeamtInnen als ‚nett‘ bezeichnet, zum andern gelten sie nichts desto trotz als störend. Gutgeheissen werden die PolizistInnen wenn es darum geht Konflikte oder mögliche Konfrontationen mit anderen (meist werden unterschiedliche Randständige erwähnt) zu verhindern oder abzuschwächen.

Oft werden zu den störenden Milieuzugehörigen auch trinkende Jugendliche und Ausländer (männliche) erwähnt, denen das Attribut aggressiv hinzugefügt wird.<sup>92</sup> Die mögliche Konfrontation oder Interaktion mit „dem Anderen“ wird in diesem Zusammenhang klar gemieden. Assoziationen, die auf einen Absturz gesellschaftlicher Mitglieder verweisen oder daran, dass diese Menschen einen an die Risiken des Lebens erinnern und an die Ränder der Gesellschaft, sind präsent. Die befragten Randständigen geben ihrerseits an, dass sie mit den so genannt ‚ordentlich funktionierenden‘ Mitgliedern der Gesellschaft, die sich im Park aufhalten, teilweise nichts zu tun haben. Nicht zuletzt daher, da sie teilweise durch eben diese Stigmatisierung erfahren. In diesem Zusammenhang soll erwähnt werden, dass in unterschiedlichen Untersuchungen u. a. bei Ward Thompon<sup>93</sup> betont wird, dass gerade Parkanlagen in Städten wichtige und oft auch einzige öffentliche Orte sind, wo Randständige sich aufhalten können.

Als störend wird der von verschiedenen KonsumentInnen liegengelassene Abfall bezeichnet, wobei ebenfalls eine Verbesserung der Instandhaltung des Parks von vielen Befragten betont wird. Die Unachtsamkeit und Unordnung – auch im übertragenen Sinn die Unordnung der Menschen, die nicht nach dem regulären gesellschaftlichen System funktionieren (können/wollen) wird bisweilen als Störfaktor wahrgenommen und erwähnt. Einige Orte gelten in diesem Zusammenhang als besetzt und werden nicht aufgesucht. Es fällt auf, dass die als besonders störend wahrgenommenen Gruppen nicht die gesellschaftlichen Randständigen genannt

---

<sup>90</sup> Burgess, Harrison und Limb 1988: 455-473.

<sup>91</sup> Ebd.: 471.

<sup>92</sup> Für genauere Untersuchungen gerade zu Jugendlichen vgl. Auswertungen in St. Gallen, Schaffhausen und Luzern und entsprechende Hinweise auf relevante theoretische Bezüge.

<sup>93</sup> Ward Thompson 2002: 70.

werden, sondern pauschal „die Jugendlichen“. Die Tendenz, dass „die Jugendlichen“ als Objekte für unterschiedlichste Projektionen derzeit von unterschiedlichster Seite herangezogen werden, kann u. a. auch in anderen Fallstudien beobachtet und erfahren werden.<sup>94</sup>

An der Gestaltung des Parks wird an sich nichts bemängelt,<sup>95</sup> was auch wieder in einem Zusammenhang mit den Vorstellungen „der Naturromantik“ zu betrachten ist und prägend ist für das äussere Betrachtungsbild, das Image eines Parks, mit all seinen historisch gewachsenen Strukturen, Zuschreibungen und nicht zuletzt der Gewohnheit.

Bezüglich der Infrastruktur werden fehlende respektive schmutzige Sanitäranlagen (WCs) und grösstenteils abwesende Konsummöglichkeiten direkt im Park bemängelt. Gemieden wird der Park teilweise bei Dunkelheit. Gemutmasst wird von den befragten Raumnutzenden, dass vor allem ältere und „bürgerlichere“ Leute nicht im Stadtpark anzutreffen wären oder Leute, die sich aufgrund ihrer Lebens- und Kleidungsstile nicht mit einem Sitzplatz auf der Wiese oder mit wenig Infrastruktur zufrieden geben würden.

Die meisten befragten Parknutzenden geben sich sehr offen und scheuen vorab niemanden. Eine gewisse Grosszügigkeit der Besuchenden im Park lässt sich feststellen, ebenfalls bezüglich der Grundhaltung, dass jedeR das Recht hat sich im Stadtpark aufzuhalten. In diesem Zusammenhang wird erneut deutlich, dass die Parkanlage Platz bietet für unterschiedliche Nutzungen, NutzerInnengruppen zur gleichen Zeit. Es wird teilweise darauf hingewiesen, dass nicht zwingend zu anderen Leuten Kontakt gesucht wird, teilweise bewusst zu anderen Parknutzenden Distanz gehalten wird. Generell lässt sich wohl ableiten, dass eine gewisse Angst respektive ein Unwohlsein vor dem Unberechenbaren, dem Unbekannten, dem Anderen die Raumnutzenden trotz suggerierter räumlicher Nähe gewisse Distanz wahren lässt. Dies ist jedoch nicht negativ zu werten, da gerade eine Kompetenz mit öffentlichem Raum wohl auch darin besteht eine gewisse „Blasiertheit“ im Simmelschen Sinne an den Tag zu legen, die eine gewisse Sicherheit in der Bewegungsfreiheit bietet ohne soziale Kontrolle oder Verpflichtungen.<sup>96</sup>

### ***g) Veränderungen im Stadtpark***

Als augenscheinlichste Veränderung wird die verstärkte Polizeikontrolle im Stadtpark wahrgenommen. Damit einhergegangen zu sein scheint eine Verdrängung respektive Verschiebung der Szene der Randständigen. Diese wird teilweise als Verbesserung aufgenommen, jedoch seitens einzelner Nutzenden auch als Verringerung der Vielfältigkeit in gewissen Parkgebieten betrachtet.

Als weitere Veränderungen werden eine verbesserte Parkpflege (Wiese, Blumen, Sauberkeit, Ordnung) genannt, das Fällen einer grossen Kastanie wird bedauert und eine intensivere Nutzung der Wiese (aufgrund anderer Pflege, Drainage) genannt.

Die Veränderungswünsche der Raumnutzenden sind unterschiedlicher Natur. Sie reichen von Verbesserungen in der Infrastruktur (je nach Interesse der Nutzenden z. B. Spielplatz, Gartencafé, Konsummöglichkeiten), einer anderen Bepflanzung bis hin zum Wunsch nach mehr Abgrenzung gegenüber Gruppen und insbesondere gegenüber der Strasse und der Stadt. Das Bedürfnis nach mehr Nischen und Abgrenzmöglichkeiten wird vereinzelt relativ deutlich.

Trotz der vorher offenen Grundhaltung und Grosszügigkeit wird teilweise auch das Bedürfnis nach mehr Verboten, insbesondere bei der Szene der Randständigen und bei den Jugendlichen bezüglich Kiffen und Alkoholtrinken laut. Diese Forderung steht ambivalent dem sich durch Kontrollen gestört fühlen gegenüber.

---

<sup>94</sup> Vgl. Fallstudien Schaffhausen und St. Gallen, bei letzterer insbesondere Ausführungen von Glasauer 2005, 2008.

<sup>95</sup> Vgl. Fallstudie Zürich. Interessant erscheinen in diesem Zusammenhang die Reaktionen bezüglich des relativ jungen Turbinenplatz in Zürich, der von dessen NutzerInnen auch in gestalterischer Hinsicht stark kritisiert wird.

<sup>96</sup> Vgl. Simmel 1908.

Keineswegs verändert werden soll gemäss der überwiegenden Mehrheit der befragten Parknutzenden die baulich-gestalterische und landschaftliche Gestaltung des Stadtparks. Namentlich werden hier „die Bäume“ erwähnt, die einen sehr hohen Stellenwert einzunehmen scheinen. Gleichzeitig wird betont, dass es sehr geschätzt wird, dass die Anlage belebt ist und Blickkontakte respektive Übersicht ermöglicht. Ein Lob wird zudem von unterschiedlicher Seite dem guten Unterhalt des Stadtparks ausgesprochen.

#### **4.4.4 Fallspezifische Folgerungen**

Die sozialen Interaktionen und die Kommunikation der Parknutzenden in Winterthur scheint vorwiegend innerhalb der eigenen Gruppe resp. Szene stattzufinden. Eine gewisse Offenheit wird den anderen Parknutzenden wohl zugesprochen und scheint gerade auch in informellen Gesprächen erlebbar. Zugleich wird das Nicht-in Kontakttreten müssen auch sehr geschätzt und als städtische Qualität verstanden und gelebt.

Vorstellungen, gründend auf einem idealisierten Landschaftsbegriff, scheinen bei den Parknutzenden allgegenwärtig und werden an prominenter Stelle angeführt. Sie führen zu einem positiven Bild des konkreten öffentlichen Raums, dem Stadtpark. Gerade diese stark ideologische oder gar romantisch geprägte Vorstellung, die in alltagssprachlichen Äusserungen auch schwärmerisch klingt, könnte mit ein Grund sein, weshalb keinerlei Veränderungswünsche seitens der Parknutzenden geäussert worden sind. Zudem scheint sie gerade mit Rückbezug auf den dynamischen und prozessualen Raumbegriff äusserst spannend.

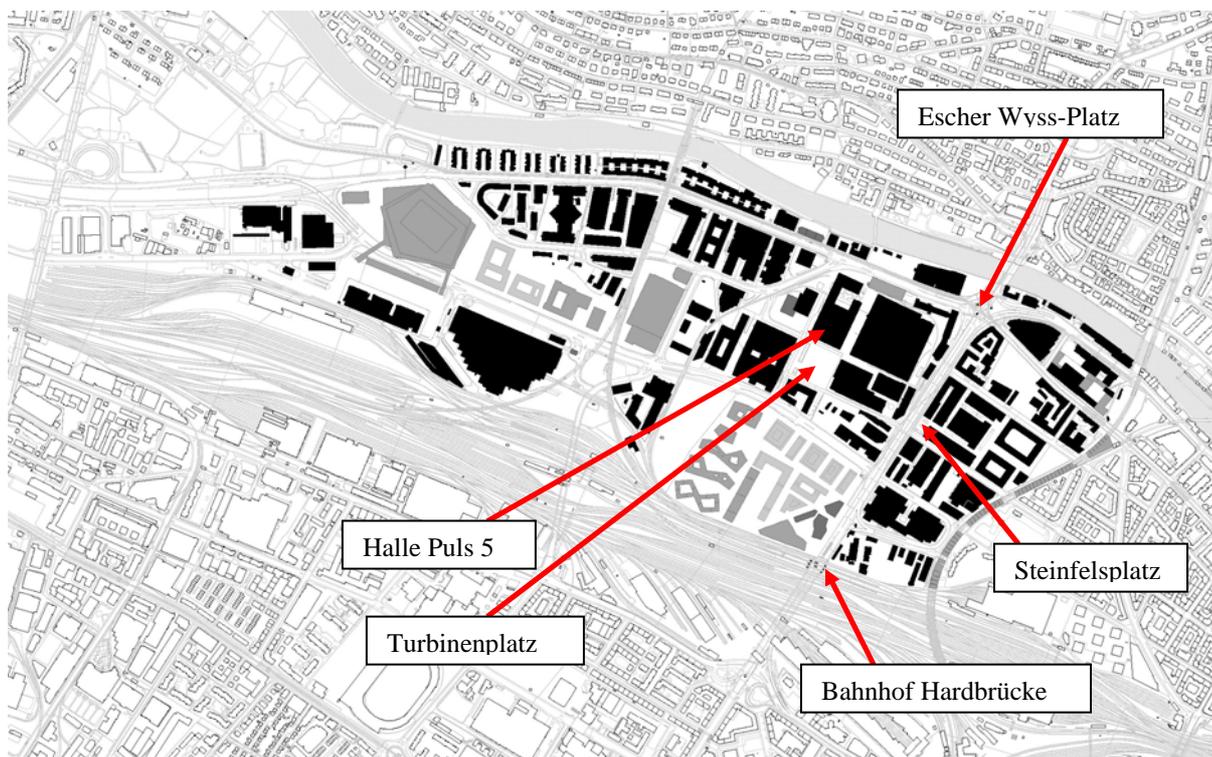
## 4.5 Zürich

### Abstract

Der Turbinenplatz, die Halle Puls 5 und die Hardstrasse, der Untersuchungsgegenstand im Entwicklungsgebiet Zürich West, kann aufgrund der Beobachtungen und Interviews mit Raumnutzenden nicht als Einheit oder als ein grösseres Raumgefüge betrachtet werden. Diese drei Orte werden als einzelne, unabhängig voneinander existierende wahrgenommen und entsprechend genutzt. Den drei Raumeinheiten werden von interviewten Raumnutzenden unterschiedliche Atmosphären zugeschrieben. Turbinenplatz und Halle Puls 5 scheinen über ihre räumlichen Grenzen hinaus kaum Ausstrahlung zu haben, sind sie in der Wahrnehmung der Raumnutzenden in diesem Gebiet quasi inexistent. Während der Mittagsstunden ist der Turbinenplatz belebt, ansonsten wird er nicht als städtischer Platz, sondern höchstens als Passage wahrgenommen: Der neu gestaltete, grösste Platz der Stadt Zürich wirkt eher wie ein Fremdkörper, wirkt ohne städtisches Umfeld oft verloren und leer. Im Vergleich zum Turbinenplatz pulsiert die Hardstrasse im schnellen Rhythmus ihrer Tages- und Nachtnutzungen. Sie wirkt lebhaft und laut, geprägt vom Fluss des dichten Verkehrs auf zwei Ebenen, der Hardbrücke und der Hardstrasse, und der PendlerInnenströme zwischen Bahnhof Hardbrücke und Escher Wyss-Platz. Die aufgrund des diversen Kultur- und Konsumangebots heterogenen NutzerInnen nehmen wohl Notiz voneinander, treten aber kaum in Interaktion miteinander ausserhalb der eigenen Gruppe oder Szene. Das Untersuchungsgebiet wird von den Interviewten weder als „Quartier“ noch als „Stadt“ wahrgenommen. Dem Gebiet wird je nach NutzerIn und der intendierten Nutzung Industriecharakter im Sinne von schrecklich molochartig oder charmant zugeschrieben. Mit seinen verinselten Dichten und Heterogenitäten erscheinen die Hardstrasse, der Turbinenplatz und die Halle Puls 5 als ein Übergangs- und Zwischenraum, wo der Aufenthalt zum einen zielgerichtet und transitorisch ist und sich zum andern alltagsweltliche Erfahrungen und Interaktionsprozesse noch im Entwicklungsstadium befinden.

### 4.5.1 Räumliche Beschreibung

Das Untersuchungsgebiet der Fallstudie in Zürich liegt im Entwicklungsgebiet Zürich West. Es erstreckt sich entlang der Hardstrasse vom Escher Wyss-Platz bis zum Steinfelsplatz, ferner sind der Turbinenplatz und die Halle Puls 5 miteinbezogen.



Übersicht Entwicklungsgebiet Zürich West. Amt für Städtebau, Zürich 2008 (grau eingefärbte Areale sind in Planung)



Luftbild Untersuchungsperimeter Hardstrasse, Turbinenplatz, Halle Puls 5 (Quelle: Google Earth 08/12)

Zürich West ist eines der grossen Entwicklungsgebiete der Stadt Zürich. Die Entwicklungsziele für das Gebiet werden seitens der Stadt Zürich wie folgt beschrieben: „Zürich-West wird zu einem eigenständigen und attraktiven Stadtteil aufgewertet. Das ehemalige Industriegebiet im Limmatraum zeichnet sich schon heute durch eine gute Verkehrserschliessung und eine viel versprechende Nutzungsmischung aus. Es liegt zwischen der City und dem Nebenzentrum Altstetten und besitzt unter anderem aufgrund des S-Bahnhofs Hardbrücke eine hohe Zentralität. Das Gebiet soll in einem schrittweisen Transformationsprozess aus dem Bestehenden heraus entwickelt werden. Damit soll der attraktive „Nutzungscocktail“ zur Geltung gebracht werden, der in diesem Entwicklungsgebiet möglich ist. Bei der Gestaltung von Architektur und öffentlichen Räumen werden städtebauliche Markenzeichen gesetzt. Nachhaltigkeit als Prinzip bestimmt alles Wirken.“

(Entwicklungskonzept Zürich West. Leitlinien für die planerische Umsetzung. Stadt Zürich. Stand September 2005. S.2)

Im Folgenden werden die drei Raumeinheiten des Untersuchungsgebietes räumlich beschrieben.

### ***Die Hardstrasse***

Die Hardstrasse verbindet via die Hardbrücke über die SBB-Geleise den Albisriederplatz mit dem Escher Wyss-Platz. Die Hardbrücke ist zentrale Zubringerin für die Autobahn, Teil der Westtangente und somit stark verkehrsbelastet. Die Hardbrücke überdeckt die Hardstrasse, Fahrbahnen und Trottoir befinden sich jedoch nicht im gedeckten Bereich, sondern verlaufen je östlich und westlich entlang der Hardbrücke. Unter der Hardbrücke, im gedeckten Raum, sind auf dem Niveau der Hardstrasse Parkplätze angelegt. Auf der Seite des Stadtkreises 5 verbindet die Hardstrasse zwei wichtige Verkehrsknoten des öffentlichen Verkehrs: Den Bahnhof Hardbrücke und den Escher Wyss-Platz. Damit ist neben der Hardbrücke auch die Hardstrasse stark verkehrsbelastet und wichtiger Transit- und Passagenraum. Auch wird die Hardstrasse zwischen Escher Wyss-Platz und Bahnhof Hardbrücke von vielen FussgängerInnen als Passage genutzt. Die PassantInnen bewegen sich vor allem auf dem östlichen Trottoir. Der gedeckte Raum unter der Hardbrücke wird kaum als fussläufiger Passagenraum genutzt. Die Situation für FussgängerInnen ist dort unklar. Die östliche Seite der Hardstrasse ist die belebtere Seite, die meisten Kultur- und Konsumangebote befinden sich auf dieser Seite. Die Trottoirs auf beiden Seiten der Hardstrasse sind breit, jedoch längs mit Eisenbahnschienen durchzogen. Täglich fahren ein bis zwei Güterzüge auf der östlichen Seite der Hardstrasse. An dieser Seite der Hardstrasse befinden sich von der Limmat- bis zur Heinrichstrasse Blockrandbebauungen aus der Jahrhundertwende im Jugendstil. Anschliessend an diesen Teil folgt der moderne Cinemax-Komplex, erbaut auf dem ehemaligen Steinfels-Areal. An der Ecke zur Josefstrasse

wurde 2005, in Erinnerung an die Seifenfabrik Steinfels, der für die Verhältnisse in Zürich West eher kleinere Steinfelsplatz eingeweiht. Auf der westlichen der Hardstrasse Seite befinden sich Industrie- und Dienstleistungsgebäude, die wenig Ausstrahlung auf den Strassenraum haben.



*Hardstrasse westliches Trottoir Blick Richtung Escher Wyss-Platz*



*Hardstrasse östliches Trottoir Blick Richtung Escher Wyss-Platz*



*Passage unter der Hardbrücke Blick Richtung Bahnhof Hardbrücke*



*Nachts vor dem „4. Akt“*

### ***Turbinenplatz***

Der fast quadratische Turbinenplatz liegt westlich der Hardstrasse. Er wird durch die vier modernen Grossbauten der Hotels Ibis und Novotel, dem Technopark, der Halle Puls 5 und dem Schiffbau begrenzt. Gebaut und fertig gestellt wurde der Platz 2003. Der Turbinenplatz ist flächenmässig der grösste Platz der Stadt Zürich. Das Freiraumareal wurde als Gegenleistung für die Umzonungen in diesem Gebiet konzipiert. Erstellt und finanziert wurde der Platz von der Sulzer Immobilien AG, die Übergabe des Platzes an die Stadt Zürich erfolgte im November 2003 in einem feierlichen Akt. Strassenzufahrten sind von allen vier Ecken des Platzes möglich, verkehrstechnisch ist er mit der Schiffbau-, der Pflingstweid- und der Förrlibuckstrasse erschlossen. Geplant wurde der Platz als markanter, öffentlicher Raum, der im Herzen des neuen Stadtquartiers Zürich West Referenz- und Orientierungsfunktion haben sollte.<sup>97</sup> Der ebene Boden, der sich über die ganze Fläche von Fassade zu Fassade erstreckt, verstärkt den Eindruck von Weite.

<sup>97</sup> Vgl. Sulzer Escher Wyss: Studienauftrag Gestaltung Turbinenplatz, ADR Architects, Genève, 2000.



Turbinenplatz, Sicht Richtung Puls 5 und Schiffbau



Mittagsnutzung Turbinenplatz, Sicht Richtung Technopark

Auf dem Platz wechseln sich Kies- und Festbeläge ab. Der Turbinenplatz ist mit seinen Bodenbelägen und der Infrastruktur so ausgestaltet, dass grössere Veranstaltungen auf dem Platz durchgeführt werden können. In den Betonstreifen sind Eisenschienen eingelegt, sie sammeln das Regenwasser und leiten es in gras- und schilfbewachsene Becken, wo es versickert. Die rohen Eisenschienen sollen an die ehemals ansässige Industrie erinnern. Auf dem ganzen Platz stehen Birken in freier Anordnung, sowie drei grosse „Gartenbeete“, die mit Binsen bepflanzt sind. Über den Platz sind hölzerne Bänke, die eher als Sitzinseln ausgestaltet sind und auf denen man sich sowohl bequem hinlegen als auch sitzen kann, verteilt. Berühmt ist der Turbinenplatz für seine nächtliche Beleuchtung. Im Ausgehviertel Zürich West sollte der Platz auch nachts eine spezielle Ausstrahlung erhalten. Er lebt dann von der spielerischen Wechselbeziehung zwischen der Beleuchtung und den verschiedenen Elementen. So werden die Birken von verschieden farbigem Licht von oben beleuchtet, was dem Platz eine märchenhafte Atmosphäre verleiht.



Unterschiedliche Beläge



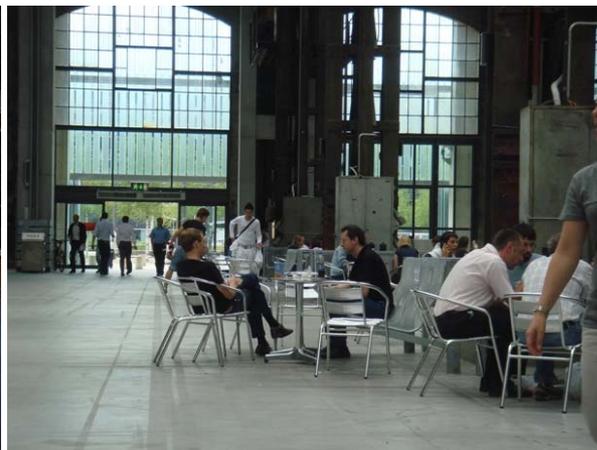
Nächtliche Beleuchtung

## *Halle Puls 5*

Die Halle Puls 5 ist die ehemalige Giessereihalle der Maschinenfabrik Escher Wyss, die 1898 erstellt wurde und bis 1975 in Betrieb war. Anschliessend diente die Halle während rund 30 Jahren als Lagerraum und Werkstatt, bis sie dann 2001 renoviert und mit zwei Geschäfts- und Wohnbauten ergänzt wurde. Obwohl die Giessereihalle nicht unter Denkmalschutz stand, wurde sie als ‚identitätsstiftendes Element‘ in die Überbauung Puls 5 einbezogen.<sup>98</sup> Die industrielle Vergangenheit wird heute in der Halle, die grösser ist als die Halle des Zürcher Hauptbahnhofes, inszeniert und ist ablesbar.



*Innensicht der Halle Puls 5 Richtung Nord, Mittag*



*Innenansicht Halle Richtung Eingang Turbinenplatz, Mittag (süd)*



*Eingangssituation Halle Puls 5 Seite Turbinenplatz*

Von aussen ist die ehemalige Giessereihalle der Escher Wyss Maschinenfabrik als Zeitzeugin dieser Industriegeschichte jedoch nicht erkennbar. Die Halle ist vollständig durch den neu erbauten Puls 5-Komplex eingefasst. Die Eingänge in die grosse Halle sind eher klein und wirken unscheinbar, zudem sind einzelne der Schiebetüren oft verschlossen. Diese Situation, wie auch die eher abweisende Begrüssung mit Piktogrammen an den Eingangstüren, die die verbotenen Nutzungen in der Halle wie Fotografieren, Filmen, Skaten, Rollerbladen oder Fahrradfahren anzeigen, stellen den Öffentlichkeitscharakter der Halle in Frage. Im Innenraum jedoch zeigt die Halle mit ihrer Grösse und Rohheit ihren Industriecharme.

Die Halle ist, wie der ganze Puls-5 im Eigentum der Intershop Holding AG, wird von der Intershop Management AG unterhalten und kann als Event- und Ausstellungshalle gemietet werden. Sie ist jedoch nicht beheizt und im Winter eher kühl.<sup>99</sup> Während der Öffnungszeiten des Puls 5-Komplexes ist die Halle frei zugänglich und darf nicht für rein private Zwecke mit Eintrittsbeschränkungen belegt werden. Ein Eventbereich

<sup>98</sup> Vgl. Beilage zu Hochparterre: Mehr Wohnungen für Zürich West. Nr.3/2004, S.26.

<sup>99</sup> Vgl. [www.puls5.ch](http://www.puls5.ch).

kann abgegrenzt werden, der Zugang zu Geschäften, Treppen und Durchgängen muss jedoch immer offen bleiben. Die Halle ist als frei zugänglicher, überdeckter Freiraum in nicht öffentlichem Besitz ebenfalls ein Produkt der Gegenleistungen für Umzonungen in diesem Gebiet und als solches ein Versuch, neue Formen von öffentlichen Räumen zu schaffen. In der Halle befinden sich einige eher hochpreisige und einige eher niedrigpreisige Restaurants, verschiedene Läden und ein Fitnesspark der Migros. Die Restaurants können vor ihren Lokalen einen kleinen Aussenbereich quasi als „Gartenwirtschaft“ benutzen. In der Mitte der Halle stehen, sofern keine Events stattfinden, Tische und Stühle zur freien Verfügung. Die Ladenflächen im ersten Stock stehen zurzeit leer.

#### **4.5.2 Vorgehen**

Ende Mai 2008 starteten die ersten explorativen Begehungen und fotografischen Dokumentationen im Untersuchungsgebiet von Zürich, mit dem Ziel, möglichst viele unterschiedliche Nutzungsaspekte dieses Raumes kennen zu lernen. Während zwei Wochen wurde der Untersuchungsraum zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten beobachtet. Die Analyse der Beobachtungsprotokolle führte zur fallspezifischen Fragestellung.

Als zweiter Erhebungsschritt erfolgten nach einer durch die Fussball-Europameisterschaft bedingten Pause Anfang Juli 2008 teilnehmende Beobachtungen. Sie orientierten sich an der fallspezifischen Fragestellung und die Beobachtungen wurden in Protokollen festgehalten. Strukturiert waren die Protokolle entlang den Themen: Zeit, Ort, Dichte, Atmosphäre, Szene, Alter, Nutzungen, Bewegungen und Sinneswahrnehmungen. Die Beobachtungen wurden während einer Woche zu je unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten jeweils mittags, nachmittags, abends und nachts durchgeführt. Gleichzeitig wurden filmische Aufnahmen erstellt. Im Rahmen dieser teilnehmenden Beobachtung wurden auch informelle Gespräche mit Raumnutzenden geführt. Fokussiert wurde in dieser Erhebungsphase auf Themen wie: Hohe Diversität von anwesenden Szenen, von kulturellen und kommerziellen Angeboten, von baulich-gestalterischen Raumeinheiten und von Nutzungszeiten, sowie auf Konsum, die Rolle der gedeckten Räume wie der Raum unter der Hardbrücke und die Halle Puls 5 sowie auf Transit- und Aufenthaltsorte. Die Auswertung dieser Beobachtungsprotokolle ergab ein differenzierteres Bild der Nutzungen und der NutzerInnen des öffentlichen Raumes im Untersuchungsgebiet. Im letzten und dritten Teil der Erhebung wurden im August und im November anhand eines offenen Leitfadens filmische Interviews mit vier ausgewählten NutzerInnen-Typen geführt. Die Interviews dauerten zwischen 45 und 90 Minuten und erlauben einen vertieften Einblick in die unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungen und Vorstellungen des öffentlichen Raums und in die individuellen Raumeignungsstrategien der Interviewten.

#### ***Sample und Kurzbeschreibung der InterviewpartnerInnen***

Wie bereits erwähnt, wurden vier längere filmische Interviews durchgeführt. Die vier unterschiedlichen Typen von NutzerInnen des Untersuchungsraums wurden aufgrund der Analyse der Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung festgelegt. Sie werden im Folgenden beschrieben.

##### ***Mittagsnutzung auf dem Turbinenplatz***

Daniele und Estelle arbeiten in einer innovativen Firma im Technologiebereich, die im Technopark angesiedelt ist. Beide sind AkademikerInnen, Daniele arbeitet seit 5 Jahren, Estelle seit eineinhalb in dieser Firma.

Daniele ist Anfang 40. Er wohnt in der Nähe des Arbeitsplatzes im Quartier Gewerbeschule des Kreis 5 und fährt jeweils mit dem Fahrrad zur Arbeit. Estelle hingegen wohnt ausserhalb der Stadt, im Grünen, benutzt die S-Bahn zum Bahnhof Hardbrücke und geht von da zu Fuss in den Technopark. Sie ist Mitte 20. Anforderungen und Zeitdruck am Arbeitsplatz sind oft hoch, dies hat auch Auswirkungen auf das Mittagessen. Die Mittagspause muss schnell und unkompliziert ablaufen. Wie so viele andere Erwerbstätige in der Umgebung kaufen sich die beiden ihren Lunch oft in der nahen Migros oder am Kebab-Stand in der Halle Puls 5 und essen auf dem Turbinenplatz. Die Mittagspause dauert ca. drei Viertel Stunden. Nach der Arbeit verlassen beide das Quartier

auf dem schnellsten Weg. Es gibt nichts, keine Angebote auf dem Turbinenplatz oder an der Hardstrasse die sie am Feierabend dort halten würde.

#### *Passage Hardstrasse*

Barbara ist Anfang 30 wohnt in Wipkingen und arbeitet in einem sozialen Beruf in Dielsdorf. Sie geht jeweils zu Fuss von zu Hause zum Bahnhof Hardbrücke, dort steigt sie in die S-Bahn. Somit ist die Hardstrasse Teil ihres Wegs zur Arbeit. Abends nimmt sie ab und zu den Weg über den Hauptbahnhof nach Hause. Barbara versucht jeweils den Weg der Hardstrasse entlang möglichst schnell und kurz hinter sich zu bringen. Erstens ist sie morgens oft unter Zeitdruck den Zug am Bahnhof zu erwischen und zweitens empfindet sie diesen Weg an der Hardstrasse mit seinem Verkehr, den vielen pressierenden PassantInnen und teils auch den Rückständen des Nachtlebens als unangenehm.

#### *Wohnen an der Hardstrasse*

Andri ist vor wenigen Wochen vom Land in die Stadt Zürich an die Hardstrasse gezogen. Seine Mitbewohnerin Regi wohnt seit ca. einem Jahr an der Hardstrasse. Der Ausblick aus ihrer wunderschönen Jugendstilwohnung ist geprägt durch die Hardbrücke. Über die Brücke hinweg schweift der Blick über das ehemalige Industriequartier Richtung Sonnenuntergang. Im Parterre ihres Hauses befindet sich Restaurant und Bar „4. Akt“. Beide InterviewpartnerInnen sind Anfang 30 und arbeiten in kreativen Berufen. Obwohl die beiden über dem „4. Akt“ wohnen, verkehren sie nie in dieser Bar, sondern bevorzugen eher Lokale wie „Les Halles“ oder „Helsinki“, wenn sie ihre Freizeit im Quartier verbringen. Beide sind angetan vom Industriecharme ihrer Wohngegend, darüber, ob die Hardbrücke cool oder eher übel ist, sind sie sich nicht immer einig. Als BewohnerInnen wünschten sie sich eine grössere Auswahl an Einkaufsläden für den täglichen Gebrauch in der Nähe.

#### *Nachnutzung „4. Akt“*

Antoine ist 25 Jahre alt, arbeitet bei der Kantonalbank an der Josefstrasse, treibt gerne Sport und wohnt im Letziquartier im Zürcher Kreis 3. In der Regel geht Antoine zu Fuss, während der kühleren Jahreszeit auch manchmal mit dem öffentlichen Verkehr, zur Arbeit. Den Feierabend, vor allem gegen Ende der Woche, verbringt Antoine mit seinen ArbeitskollegInnen öfters im „4. Akt“, ab und zu auch im Pub „Big Ben“. Antoine äussert eine kritische Distanz zum Rummel im „4. Akt“, doch die Nähe zum Arbeitsplatz und die preisgünstigen Drinks verlocken trotzdem. Zudem hört Antoine eher Hip-Hop Musik und kann sich mit der House-Musik im „4. Akt“ nicht immer anfreunden.

Zur Kontaktnahme haben wir jeweils Leute direkt vor Ort, auf dem Turbinenplatz oder auf der Hardstrasse angesprochen und, wenn sie in unser Sample passten, für ein längeres filmisches Interview angefragt. Bis auf die Gäste des „4. Akt“ verlief es problemlos, Leute für ein Gespräch zu motivieren und einen Termin zu vereinbaren. Hingegen war es ausserordentlich schwierig, jemanden aus dem „4. Akt“ für ein filmisches Interview zu finden. Spontane Gespräche vor Ort fanden zwar einige statt, doch mehrere Versuche für ein intensiveres Interview schlugen fehl, mehrmals erschien niemand zum abgemachten Termin. Erst ein letzter Effort im November brachte Erfolg. Trotz dieser Schwierigkeiten konnten viele interessante informelle Gespräche mit den BesucherInnen des „4. Akt“ geführt werden.

#### ***Fallspezifische Fragestellung***

Die Ergebnisse der explorativen Begehungs- und der fokussierten Beobachtungsphase ergaben folgende Fragestellungen, die neben der allgemeinen Fragestellung des Forschungsprojektes für diesen Untersuchungsraum von Bedeutung sind.

- Wie wirkt sich die Diversität unterschiedlicher Szenen, Kultur- und Konsumangeboten und baulich-gestalterischen Raumeinheiten auf Wahrnehmung und Aneignung von öffentlichem Raum aus?
- Welche Rolle übernehmen die gedeckten Räume wie der überdeckte Teil der Hardstrasse oder die Halle Puls 5 bei den unterschiedlichen Nutzungen?

Im visuellen Teil wird auf die inhaltlichen Aspekte: Atmosphäre, Tempo/Passagen, Industrieromantik/-kritik sowie (gestalterische) Veränderungsmöglichkeiten fokussiert.

### **4.5.3 Allgemeine Eindrücke und Nutzungen der drei Raumeinheiten**

Der Turbinenplatz, die Halle Puls 5 und die Hardstrasse werden von den Interviewten nicht als Einheit oder als sich im grösseren Raumgefüge ergänzende Komplementärräume beschrieben, sondern werden als einzelne, unabhängig voneinander existierende Räume im Quartier wahrgenommen und so auch entsprechend genutzt, respektive nicht genutzt. Die Unterscheidungen der drei Räume erfolgen zum einen über Funktionalität und Lage, zum anderen über deren Atmosphären. In der Folge werden deshalb die drei Räume zum Teil einzeln betrachtet, wenn möglich werden Bezüge zwischen den Raumeinheiten hergestellt.

#### ***Turbinenplatz – die Mittagsnutzung***

An trockenen und einigermaßen warmen Tagen wird der Turbinenplatz in der Mittagspause überschwemmt von Erwerbstätigen und SchülerInnen. Für eine Stunde wimmelt es von Leuten, die am Essen und Schwatzen sind, mit ihren weissen Plastiktüten von der Migros kommend oder einen in Alufolie eingepackten Kebab in den Händen haltend suchen sie sich einen Platz, wenn möglich im Schatten. Im Sommer sind Schattenplätze rar, die jungen Birken spenden noch nicht viel Schatten. Zu diesen Stosszeiten sind in der Regel alle Sitzinseln besetzt. Einige der NutzerInnen setzen sich bei den bepflanzten Becken auf die Treppenstufen. Einige wenige bringen jeweils ihre eigenen Campingstühle mit, um einen Sitzplatz auf sicher zu haben. Um halb zwei spätestens ist der Turbinenplatz wiederum beinahe leer. Ein paar wenige TouristInnen aus den angrenzenden Hotels, oder PassantInnen, überqueren ihn. Während des restlichen Tages und der Nacht ändert sich an den Nutzungen des Platzes nicht mehr viel. In der Nacht sind in der warmen Jahreszeit vereinzelt ein paar Leute auf den Sitzinseln liegend und die Sterne beobachtend anzutreffen. Der Platz strahlt Ruhe aus inmitten von „Boomtown Zürich“. Er wird an Wochenenden kaum als temporärer Rückzugsort von der lebhaften Hardstrasse und - trotz seinen praktischen Sitzinseln - nicht als nächtliche Chillout-Zone genutzt.

#### ***Halle Puls 5 – Verbindung zur Migros***

Auch in der Halle Puls 5 sind am meisten Nutzungen über den Mittag zu beobachten. Die Halle wird auch am Mittag vor allem als Passage zwischen Turbinenplatz und Migros benutzt. Je nach Wetter sind die frei zugänglichen Tische stärker oder weniger besetzt mit Leuten, die ihren Mittagslunch essen. Die Restaurants scheinen in der Regel am Mittag gut besucht. Als Aussenraum kann die Halle nur zu den wärmeren Jahreszeiten genutzt werden, im Winter ist sie zu kalt. Das im Puls 5-Komplex eingemietete Migros Fitness Center erzeugt einige Laufkundschaft den Tag hindurch. Abends wirkt die Halle leer und verlassen. In der Regel ist es in der Halle sehr ruhig. Es ist beinahe eine bedächtige Stimmung, oft ist einzig die Berieselung durch Hintergrundmusik zu hören. Ein anderes Bild zeigt sich, wenn in der Halle Events oder Veranstaltungen stattfinden. Dann ist die Halle, je nach Erfolg der Veranstaltung, bevölkert und belebt.

#### ***Hardstrasse – Vielfalt von Nutzungen und NutzerInnen***

Der Turbinenplatz und die Hardstrasse, wenige hundert Meter voneinander entfernt gelegen, sind in Bezug auf Tempo, Dynamik und Rhythmus quasi Komplementärräume: Ist der Turbinenplatz ausser mittags bei schönem Wetter und angenehmer Temperatur leer, ruhig und überschaubar, so pulsiert die Hardstrasse im schnellen Rhythmus ihrer Tages- und Nachtnutzungen. Die Hardstrasse wirkt lebhaft und laut. Zu Stosszeiten drängen sich Verkehr und PassantInnen auf Strasse und Trottoir. Nachts und an Wochenenden herrscht eine ausgelassene manchmal auch hektische Stimmung. Die Strasse und das Trottoir werden von verschiedensten Szenen und NutzerInnengruppen als Weg oder als Treffpunkt, temporär oder länger in Beschlag genommen. Die Hardstrasse ist einerseits geprägt durch ihre Funktion als Passage zwischen Escher Wyss-Platz und Bahnhof Hardbrücke und andererseits durch den Konsum der vielen Angebote wie Bars, Restaurants, Take-Aways, Clubs, Discos, Kinos, Spielsalons.

Auf zwei Ebenen rauscht längs der Verkehr und quer stauen sich in der Regel die Fahrzeuge. Morgens sind die Strasse und das Trottoir voll von zielstrebigem Erwerbstätigen und SchülerInnen, die zur Arbeit und zur Schule

hasten. Mittags füllen sich die Restaurants und ihre Gartenbeizen mit Gästen, die an der verkehrsreichen und lauten Strasse in Ruhe ihre Mittagspause verbringen. Am Feierabend ist wiederum ein grosses Gedränge von PassantInnen und Leuten auf dem Weg zum Apéro zu beobachten. Es ist ein gemischtes Publikum anzutreffen. Alle Altersgruppen, Erwerbstätigen, TouristInnen, Eltern mit Kindern auf dem Nachhauseweg, Jugendliche, die sich nach der Schule im „4. Akt“ treffen. Gegen Abend wird die Szenerie mit Kino- und TheaterbesucherInnen ergänzt und am Wochenende tauchen etwas später die NachtschwärmerInnen auf, die sich für eine erlebnisreiche Partynacht aufwärmen. Begleitet wird diese Szenerie von starkem Verkehr, Parkplatzsuchenden und Autogehupe. Es sind Personen in edlen, coolen, sportlichen, einfachen und ausgefallenen Kleidern unterwegs. Sehr alte Leute und verwahrloste Personen sind kaum anzutreffen. Trotz grosser Heterogenität von Konsumangeboten, des Publikums und unterschiedlichster Szenen, die sich da auf engem Raum tummeln, lässt sich eine gewisse Homogenität der NutzerInnen beobachten. Es sind Leute, die auf irgendeine Art und Weise mit der Dynamik dieses Raumes Schritt halten können und wollen. Es sind Leute, die am Konsum von Kultur und Gastronomie teilhaben können. Die Nutzung der Hardstrasse ist, abgesehen von den PassantInnen zwischen Bahnhof Hardbrücke und Escher Wyss-Platz, von Konsum geprägt.

### **Atmosphären**

Atmosphären von Räumen sind nicht sichtbar sondern spürbar: „*Räume entwickeln demnach eine eigene Potentialität, die Gefühle beeinflussen kann.*“<sup>100</sup> Löw nennt diese Potentialität „Atmosphäre“. Gemäss Gernot Böhme (1995) setzen sich Atmosphären „*aus der Wirkung des wahrgenommenen Objekts und dem leiblichen Spüren des wahrnehmenden Subjekts zusammen.*“<sup>101</sup> Atmosphären werden – wie Räume selbst – konstruiert, entstehen also in einem Wechselverhältnis von Handlung, Struktur und Repräsentationen.<sup>102</sup> Dabei spielt der Einfluss von Kultur und Sozialisation oder von Strukturprinzipien wie Geschlecht, Klasse oder Ethnizität auf das Erspüren von Atmosphären eine Rolle. Denn Wahrnehmung ist ein Aspekt des Habitus und damit auch Ausdruck von Machtverhältnissen innerhalb einer Gesellschaft.<sup>103</sup>

In der Folge werden über die Analyse der Atmosphären der drei Untersuchungsräume deren unterschiedliche Wahrnehmung, Nutzung und Aneignungsformen aufgezeigt.

### ***Atmosphäre Turbinenplatz***

Die Beobachtungen zeigen, dass – ausser über Mittag – der Turbinenplatz wenig genutzt wird. Wird der nahen Hardstrasse hohe Dichte, Intensität und Lärm zugeschrieben, sind es beim Turbinenplatz Attribute wie die grosse Ruhe und Leere.

„*Wenn man am Nachmittag oder morgens rausschaut, ist der Platz einfach leer, also, leer! Und am Mittag sind Leute hier, die unmittelbar in der Nähe arbeiten.*“ (Daniele)

„*Nicht mal die Jugendlichen hängen hier herum, habe ich das Gefühl*“ (Estelle)

Ausser bei Daniele und Estelle, die direkt am Platz arbeiten und ihn als Ort für die Mittagspause nutzen, existiert dieser grösste Platz der Stadt Zürich kaum in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen, die in der Gegend wohnen oder arbeiten. Der Turbinenplatz wird von ihnen nicht als Platz, sondern eher als Transitroute zur Migros, zum Fluss oder auf dem Weg in den Ausgang benutzt.

---

<sup>100</sup> Löw 2001:204.

<sup>101</sup> Böhme in Löw 2001:207.

<sup>102</sup> Vgl. Kapitel Raumbegriffe und Raumkonzepte in diesem Bericht.

<sup>103</sup> Löw 2001:209.

*„Ist das der mit den Lichtchen am Boden? Ich gehe eigentlich nicht dorthin. Ich gehe höchstens dran vorbei. Ich sitze eigentlich nicht dorthin. Er ist einfach nicht gut gelegen, was mich anbelangt. Ich gehe daran vorbei, wenn ich in den Migros gehe, und wenn es schön ist, dann setze ich mich dorthin und esse zu Mittag und gehe danach wieder zur Arbeit“ (Antoine)*

*„Ich bin dort mal essen gegangen und ich habe es ungemütlich empfunden. Ausser mal wenn man an ein Konzert geht oder in den Ausgang oder so, sonst bin ich wirklich nicht da unterwegs. Den Turbinenplatz finde ich ein wenig unsympathisch.“ (Andri)*

Wie kommt es, dass dieser Platz vergessen wird, dass ihm Attribute wie ungemütlich oder identitätslos zugeschrieben werden? Die Interviewten erwähnen verschiedene Aspekte zur Erklärung wie die Architektur, der Städtebau, die Gestaltung, der fehlende Bezug zur Industriegeschichte oder den sozialräumlichen Kontext des Platzes.

*„Er ist mir ein wenig zu sehr saubere Grossstadt. Ja es ist einfach clean und angestrenzte Architektur. Und er hat keinen Charakter. Es ist irgendwie nicht mehr so diese Stadt. Es ist vielleicht das, was manche Leute gerne als diese Stadt anschauen. Man könnte diesen Platz wirklich einfach überall hinstellen, es geht nicht um das, was rund herum ist, finde ich, es fehlt einfach ein wenig der Charakter von der Stadt.“ (Andri)*

Angesprochen werden Architektur und städtebauliche Situation des Platzes. Der Platz scheint nicht mit der Umgebung, den ihn umschliessenden Gebäuden in Kontakt zu sein. Die vier an den Platz angrenzenden Gebäudekomplexe erscheinen als je eigene Funktionssysteme<sup>104</sup>, die sich vor allem nach innen ausrichten und gegen aussen wenig sozialräumliche Beziehung herstellen. Die vier den Platz umschliessende Grossgebäude entsprechen wohl einem städtebaulich durchdachten Konzept, architektonisch sind sie jedoch nicht gegen den Platz hin geöffnet und die Nutzungskonzepte der einzelnen Gebäude weisen keine offene, publikumsintensive Erdgeschossnutzungen auf. Damit schliessen sie nicht an den Platz an und stehen nicht in Kommunikation mit dem Platz, was Sieverts als eine wichtige städtebauliche Funktion sähe: *„Eine besonders wichtige Aufgabe des Städtebaus und der Architektur liegt in einer Förderung der produktiven Balance zwischen Systemeffizienz und Anschlussfähigkeit an benachbarte Systeme und an den öffentlichen Raum.“ (Sieverts 2007:10)* Die Fassaden der Gebäude wirken eher ornamentartig und dem öffentlichen Raum gegenüber abweisend. Sieverts spricht in diesem Zusammenhang die *„doppelte Codierung von Fassaden“* an, die sowohl Bestandteil des Gebäudes als auch des öffentlichen Raums sind, welche in der modernen Architektur vernachlässigt werde. *„Eingänge sind nicht einladend, Funktionskomplexe nicht durchlässig, Gebäude leisten keinen Beitrag zur Anreicherung und Qualifizierung des öffentlichen Raums.“ (ebd:12)* Insbesondere der Puls 5-Komplex, welcher mit seiner Halle eigentlich eine Ergänzung zum Turbinenplatz darstellen könnte, wirkt mit seiner Verschalung verschlossen und abweisend. Auch die beiden Gartenrestaurants an den Ecken ändern kaum etwas an dieser Situation, denn auch sie wirken mit ihrer starken räumlichen Abgrenzung zum Platz hin eher abweisend. Der Platz steht also kaum in Kommunikation mit dem Technopark, den Hotels, der Halle Puls 5 und dem Schiffbau. Er muss als Platz selbst für sich genügen, was er offenbar im Moment noch nicht leisten kann, da er kaum als Platz und Aufenthaltsort, sondern eher als Passage wahrgenommen wird.

Gestalterisch wird auf die unbehagliche Übersicht auf dem Platz hingewiesen. Zu viel Einsichtigkeit, keine Nischen, kaum gestalterisch unterschiedliche Konzepte, die unterschiedliche Nutzungen oder Atmosphären generieren könnten, gepaart mit Gestaltungselementen wie den Sitzinseln und den Birken, die als monoton wahrgenommen werden.<sup>105</sup>

*„Also, für mich wirkt er einfach zu steril, mit all diesen gleichen Bäumen. Sorry, aber es wirkt ein bisschen billig, irgendwie.“ (Daniele)*

---

<sup>104</sup> Vgl. Sieverts 2007.

<sup>105</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang die Fallstudie in Winterthur. Im historisch gewachsenen Stadtpark spielen Aspekte der Gestaltung kaum eine Rolle, im Gegensatz zum neu gestalteten Turbinenplatz in Zürich.

Verschiedentlich wird von den InterviewpartnerInnen der fehlende Charakter des Platzes angesprochen. Charakter wird zum einen als „Gemütlichkeit“ definiert (Daniele) zum anderen als „das Fehlen von Stadt“ (Andri). Von den zwei Mittagsnutzenden wird in Zusammenhang mit Charakter oder Atmosphäre des Platzes als Ursache für die fehlende Gemütlichkeit oft das Stichwort „fehlendes Grün“ eingebracht. Zum Vergleich werden andere Plätze in der Stadt Zürich beigezogen wie der Lindenhof oder der Helvetiaplatz. Die beiden InterviewpartnerInnen stellen im Gespräch fest, dass die beiden von ihnen als schön, respektive charaktervoll wahrgenommen Plätze zwar ebenfalls nicht grün sondern eher grau seien und dieselben gestalterischen Elemente wie Bäume, Brunnen und Chaussierung auch auf dem Turbinenplatz vorhanden seien, trotzdem fehle es aber dem Turbinenplatz im Gegensatz zu den beiden anderen Plätzen an Ausstrahlung. Womit diese Ausstrahlung zu tun hat, wird von den Befragten vermutet, Argumente werden in der Diskussion gesucht.

*Daniele: „Ich habe es, für mich ist glaube ich, die Gemütlichkeit eines Platzes sein Charakter. Das macht es aus. Und, dieser Platz, hat nun einfach keinen Charakter. Äh, wirklich, ich meine, schau dir andere Plätze an, mit schönen, ausgereiften Bäumen, ein bisschen grosse Bäume und hier wirkt es fast ein bisschen steril. Alles ein bisschen, äh, ja, auch nicht so authentisch, irgendwie.“*

*Estelle: „Ja, zum Beispiel, wie heisst der Platz im Kreis vier, wo du mal gewohnt hast.“*

*Daniele: „Helvetiaplatz.“*

*Estelle: „Helvetiaplatz, der ist ja nicht schön.“*

*Daniele: „Nein, der ist nicht schön, aber er hat Charakter.“*

Atmosphären werden nicht nur über den gebauten Raum, sondern auch über Wahrnehmung und über historische Zuschreibung generiert. Karl Schlögel nennt die historische Zuschreibung die Möglichkeit, im Raum die Zeit zu lesen.<sup>106</sup> So ist die eingeschriebene Geschichte eines Ortes Teil der Atmosphäre dieses Raumes. Kottmann verweist in ihrer Replik auf Schlögels Buch darauf, dass Raum ein wesentlicher Faktor für die Erinnerungspraxis sei. *„Konkrete Orte sind immer mit der Präsenz von etwas Immateriellem verbunden, mit Erinnerungen, einer besonderen Aura, einem Gefühl des Unwohlseins oder der Freiheit, mit einer speziellen Atmosphäre. Erinnerung haftet an Orten und Landschaften, so Jan ASSMANN (1999b) – Erinnerung an die Ahnen, vergangene Ereignisse, persönliche Erlebnisse. In diesem Sinne sind Landschaften als kommorative topographische Texte zu lesen, aus denen heraus sich die eigene Identität generiert.“ (Kottmann 2005, Abschnitt 47).*

Im Gegensatz zu den erwähnten atmosphärisch positiv besetzten Plätzen wie der Helvetiaplatz oder der Lindenhof, scheint dem Turbinenplatz kaum Geschichte eingeschrieben. Obwohl in der näheren Umgebung immer noch Zeugen der Industriegeschichte vorhanden, wie die Giessereihalle, die Schiffbauhalle, ein alter Industrie-Kamin und an verschiedenen Orten Turbinenräder als Kunstwerke aufgestellt sind, scheint der Turbinenplatz losgelöst von dieser Geschichte. Gestaltungselemente des Platzes, wie die in den Boden eingelegten Metallprofile, die an die arealeigenen Eisenbahngleise erinnern sollen, aber als Abflussrinnen des Meteorwassers verwendet werden, werden von den InterviewpartnerInnen nicht verstanden. Sie wirken als rein funktionale oder dekorative Elemente. Lediglich die in den bepflanzten Ausgleichbecken eingelegten Schienen wecken Assoziationen:

*„Früher ist da, glaube ich, eine Bahnlinie drin gewesen, soviel ich weiss. Weil, dorthinten, wo das Puls 5 ist, war ja früher ein Industriebetrieb. So ABB oder was auch immer, da hat es Schienen gehabt, glaube ich. Und wenn du schaut, dann sieht es so aus, als ob Schienen drin wären, oder als ob Schienen drin gewesen wären. Diese wollten sie, so glaube ich, irgendwie erhalten.“ (Daniele)*

Zudem wurden die Giessereihalle und die Schiffbauhalle so in die sie ergänzenden neuen Gebäudekomplexe eingebunden, dass sie von Seite Turbinenplatz nicht als Zeitzeugen erkennbar sind, sondern als moderne Fassaden wirken. Dass es dem Platz an Attraktion und Ausstrahlung fehle, kann mitunter auch durch seine

---

<sup>106</sup> Vgl. Schlögel 2003.

Unlesbarkeit in Bezug auf die Industriegeschichte und damit durch den fehlenden geschichtlichen Bezug erklärt werden.

Als weiterer Punkt wird der Mangel an Infrastruktur erwähnt. Es fehlt an Dichte von Angeboten und Dienstleistungen und damit an mangelnder sozialer, kultureller und ökonomischer Heterogenität und funktionaler Durchmischung im nahen sozialräumlichen Umfeld des Turbinenplatzes.

*„Es hat ja auch sonst rundherum nichts. Klar, dort hinten gibt es Orte, wo man in den Ausgang gehen kann. Aber es gibt keine Sachen, die man anschauen würde, oder Läden. logisch, im Zentrum hat es viel mehr Leute und dort hat es auch alle Läden, das hat es hier nicht. Ich denke, es liegt auch ein bisschen daran, dass es hier keine Dienstleistungen gibt, bei denen man vielleicht so oder so vorbeikommen müsste.“ (Estelle)*

Der Turbinenplatz wird als stark gestalteter, urbaner, grauer Stadtplatz wahrgenommen und er ist an einem Ort situiert, wo (noch) keine Stadt zu sein scheint, fern von dichter Infrastruktur städtischer Zentren. In Korrespondenz zur belebten Hardstrasse liegt er sogar quasi im „Hinterhof“ des Quartiers. Es scheint, dass der Platz mit seiner Grösse und Gestaltung eine Art Urbanität suggeriert, die durch das sozialräumliche Umfeld nicht widerspiegelt wird. Diese Situation erzeugt einen Widerspruch im Erleben und Wahrnehmen des Platzes und scheint die Atmosphäre zu stören. Obwohl die Gestaltung des Platzes kritisiert und verantwortlich gemacht wird für seine „Ungemütlichkeit“, erahnen die InterviewpartnerInnen, dass nicht allein die Gestaltung dafür verantwortlich gemacht werden kann, denn sie stellen fest, dass auch Kontext und Umfeld eine Rolle für die Wahrnehmung und Nutzung öffentlicher Räume spielen.

*„Also ich würde schon auf diesen Platz, wenn er gerade dort wäre, wo ich, wo ich meine Sachen erledigen müsste. Ich denke, das würde ich schon Wenn jetzt dieser Platz zum Beispiel mitten in der Stadt wäre, dann würde man vielleicht auch hingehen.“ (Estelle)*

#### **Der Wunsch nach dem „locus amoenus“**

*„Wenn ich danach wieder nach Hause fahre; ich wohne am Balzberg mitten im Grünen, haut es mich dort jeden Tag hinten raus: Wow, ist das schön. Überall Bäume und im Frühling die Schafe auf der Wiese, dann merkt man immer diesen Kontrast. Hier ist es wirklich grau. Man kommt da raus, aus dem Zug und es ist wirklich so, ganz, ganz anders. Sehr erholsam finde ich.“ (Estelle)*

Es ist vor diesem Hintergrund nicht erstaunlich, dass sich die beiden InterviewpartnerInnen, die ihre kurze Mittagspause auf dem Turbinenplatz verbringen, mehr Grün und Wiesen anstatt des grauen Platzes wünschen.

*„Vielleicht ein bisschen mehr mehr Grün, dass es ein bisschen einladender ist. Es muss ja nicht durchwegs alles Wiese sein. Es ist schade, es ist ein riesen Platz. Und dieser Teil wird gar nicht benützt. Da kann man doch geradeso gut eine Wiese daraus machen. Ein paar Büsche, grosszügige Büsche. (Daniele)*

Dies erscheint als Wunsch, dem Platz eine spezifische Funktion und Identität zusprechen zu wollen. Wenn für diesen Stadtplatz schon keine urbane, dichte, intensive Stadt mit entsprechender Infrastruktur und Dienstleistung zur Verfügung steht, dann soll er das Gegenteil bieten: Schnelle Erholung von der Arbeit in der Mittagspause, die im Gegensatz zum Computerarbeitsplatz grün und gemütlich, schattig und sonnig sein soll. Er soll quasi ein „locus amoenus“<sup>107</sup> sein, ein Ort, der zum Verweilen einlädt, ein Ort frei von Erwerbsarbeit, ein Ort der diese Funktion wahrnimmt. Der „locus amoenus“ als ideale und fiktive Landschaft, ist ein Motiv aus Literatur und Malerei, eine Idealisierung von Landschaft und Natur. Diese Idealisierung ist auch Ausdruck des Wunsches nach Frieden und Glück und frei sein von Arbeit.

*„Ja, ich glaube es ist gut raus zukommen und ein bisschen frische Luft zu schnappen. Man ist ja den ganzen Tag drinnen und drinnen ist man meistens ein bisschen im Schatten und konzentriert sich halt, den ganzen Tag. Ein*

---

<sup>107</sup> Zum Begriff vgl. Fallstudie Winterthur

*bisschen Luft tut einem jeweils gut. Ein bisschen durchlüften. Schön wäre es, wenn es noch ruhiger wäre.“ (Daniele)*

*„Es ist einfach ein Ort, wo man sein kann und sich am Mittag ein bisschen erholen kann und 'Zmittag' essen kann. Vielmehr ist es für mich jetzt nicht.“ (Daniele)*

Wulf Tessin verweist anhand seiner Überlegungen zu menschlichen Grundbedürfnisse und Freiraumverhalten auf das Bedürfnis nach Naturliebe und Frischluft. In Zusammenhang spricht er die eher funktionale Bedeutung vom „locus amoenus“ an: *„Der Reiz des locus amoenus resultiert in erster Linie aus seiner Funktion (Freizeit, Verweilen), Ausstattung (Sitzgelegenheiten, Schatten und Wasser) und Lage (abseits vom Alltagsbetrieb, Abgeschlossenheit), weniger aus einer besonders lieblichen ‚Gestaltung‘“ (Tessin 2004:73f.)*

### ***Atmosphäre Halle Puls 5: ruhende Monotonie, ruhender Puls***

Die Halle Puls 5 scheint in der Wahrnehmung der interviewten Personen nicht als öffentlicher Raum präsent zu sein. Sie wird in den Gesprächen von den InterviewpartnerInnen als Ort in der Gegend nicht erwähnt. Von den zwei GesprächspartnerInnen, die an der Hardstrasse wohnen, wird lediglich die Migros im Puls 5 angesprochen. Einzig Daniele und Estelle, die im Technopark arbeiten und die Mittagspause in der Nähe verbringen, nehmen die Halle wahr.

Als Epizentrum eines lebendigen Quartiers wurde sie geplant, als Event- und Veranstaltungshalle, als Markt für das Quartier und als öffentliche Begegnungszone. Dieses Image konnte sie (noch) nicht erfüllen. Ruhig liegt sie meistens da, kaum beachtet, höchstens als Passage. Von Musik berieselt wird eine Kaufhausatmosphäre erzeugt. Ein Kaufhaus ohne KundInnen.

*„Es ist irgendwie ein Fehlkonzert habe ich das Gefühl. Oder ich weiss nicht, was für Leute erwartet werden, für wen sie eingerichtet wird; welche Leute dorthin gehen und konsumieren sollen. Am Mittag sehen wir viele, welche arbeiten, welche in die Migros gehen, Schüler, aber auch Leute von Firmen. Und dort hinten hat es ja, einen Ableger von einer Schule. Das heisst, sie haben auch viele Lehrlinge, oder KV. Es sind viele, welche hier in der Gegend arbeiten. Und, die Läden! Es gibt einen chinesischen Töpfer, welcher lauter Töpfe und Vasen verkauft. Also, ich habe dort noch nie jemanden hineingehen sehen.“ (Daniele)*

Die Angebote der Läden scheinen nicht mit der Struktur und den Bedürfnisse der potentiellen NutzerInnen zusammen zu passen. Die Konsumations-Angebote in der Halle für den Mittagslunch werden als langweilig, eintönig und als nicht adäquat der Kundschaft, die sich am Mittag in der Nähe verpflegen möchte, beschreiben. Die Halle wird als identitätslos, konzeptlos, ungemütlich und gar unbrauchbar beschreiben, denn im Sommer sei sie überflüssig und im Winter zu kalt. Von einem Gefühl des sich verloren Fühlens, wird berichtet. Den Angeboten fehlt es an Vielfalt, Improvisation und Lebendigkeit. Wenn keine Veranstaltungen in der Halle stattfinden, erscheint sie leer und trostlos. Die Eingangssituation ist unklar, oft sind einzelne der Türen verschlossen. Zur Begrüssung erwartet einen am Eingang eine Reihe von Verbotsschildern, die sonst in öffentlichen Räumen nicht üblich sind. Es ist unklar, wie „öffentlich“ die Halle ist, was darin stattfinden kann und darf. Die Halle löst Verwirrung aus.

### ***Atmosphäre Hardstrasse***

Im Gegensatz zum Turbinenplatz und der Halle Puls 5 wird die Hardstrasse als lebendig und authentisch beschrieben. Das Empfinden der Atmosphäre der Hardstrasse polarisiert jedoch. Es wird sowohl ihr Industriecharme idealisiert, als auch im Gegenteil wird sie als hässlicher Moloch oder wiederum als Ort mit dem besten Ausgehangebot der Stadt Zürich wahrgenommen. Diese unterschiedlichen Wahrnehmungen scheinen mit den unterschiedlichen Nutzungsarten und Erwartungen der InterviewpartnerInnen an den Raum zu tun zu haben.

*„Es ist so ein wenig `real life` das da durch geht. Also so langweilig wie das vielleicht eigentlich ist, Menschen die halt irgendwie zu der Arbeit gehen und wieder zurück oder sonst irgendwohin gehen, vielleicht in den Ausgang oder wo auch immer. Leute, die sich hier auf dem Trottoir mit einem `big size` Glas Wodka vergnügen. Es geht etwas, ja, es ist irgendwie authentischer.“ (Andri)*

In den Interviews wurde die Wahrnehmung dieses Raums und damit Auswirkungen auf Nutzungsformen entlang verschiedener atmosphärische Aspekte angesprochen.

#### **a) *Fliessende Dynamik und Tempo***

Die Atmosphäre der Hardstrasse ist vom Fluss des dichten Verkehrs auf zwei Ebenen geprägt. An den Rändern wird diese fliessende Dynamik zu Stosszeiten von zielgerichteten PassantInnenströmen auf den Trottoirs aufgenommen und von permanentem Rauschen des motorisierten Verkehrs begleitet. Auf der Hardstrasse wird tagsüber kaum flaniert. Es ist ein Bewegen im Fluss, in der Masse, meist zielgerichtet, zum Bahnhof, zum Arbeitsplatz, zum Mittagessen und wieder zum Arbeitsplatz. Auch abends werden die vielen Konsumangebote meist zielstrebig aufgesucht, sei es das Kino, die die Bar, das Restaurant.

*„Also die Atmosphäre ist grundsätzlich laut. Es ist gestresst. Am Morgen gehe ich diesen Weg und die Leute gehen alle auch diesen Weg. Alle in einem Tempo, alle gehen arbeiten. Es ist ein wenig mühsam, weil es so viele Ampeln hat, man muss recht lange warten, man läuft bei Rot über die Ampel, man rennt über die Ampel. Und am Abend ist es ein wenig dasselbe. Es ist halt wie der Gegenverkehr, es ist einfach so, es hat immer viele Leute hier. Ich finde der ganze Weg, den ich mache, ist ein extrem strukturierter Weg. Es ist ganz klar wo du gehst. Du hast einfach ein Trottoir von da bis dorthin, es ist gerade, du hast genau den Fussgängerstreifen dazwischen mit den Ampeln. Es ist einfach total stier, völlig geregelt. Du kannst nicht kreativ werden auf dem Weg.“ (Barbara)*

*„Es ist wirklich es ist ein Weg, die ganze Hardstrasse ist eigentlich ein Weg.“ (Andri)*

#### **b) *Kaum Raum zum Verweilen, kaum Bühnen der Inszenierung***

Die Hardstrasse ist ein dynamischer Raum, sie wird als Weg, Passage oder als Fluss wahrgenommen. Es gibt kaum Orte an der Hardstrasse, die zum Verweilen einladen, ausser die kommerzialisierten Orte, wie die einzelnen Gartenrestaurants entlang der Strasse. An ein paar wenigen Orten, die nicht direkt kommerzialisiert sind, kann ein Verweilen, eine Art Hängen beobachtet werden. Solche Orte sind zum Beispiel der Raum vor dem Spielsalon. Die Fassade weist an dieser Stelle einen Sockel auf, d. h. mehrere tiefe Fenstersimse, die zum Anlehnen oder zum Deponieren der Getränke laden. Somit dient er als Abstellmöglichkeit oder Sitzgelegenheit. Dort versammeln sich abends jeweils ein paar Männer, die das Geschehen auf der Strasse, insbesondere die Passantinnen, beobachten. Weitere Orte des Verweilens, der Temporeduktion sind die Treppen beim Cinemax-Eingang und die dortige Sitzbank an der Nachtbushaltestelle an der Ecke Heinrichstrasse. Eher selten wiederum werden die Bänke auf dem Steinfelsplatz zum längeren Verweilen in Beschlag genommen.

*„Früher, es war vor allem früher, wenn wir eins zwei getrunken haben, wollten wir einfach nicht im Vierten drin sein, wegen der Musik. Dann sind wir halt einfach das Zeugs holen gegangen und haben gerade beim Kino unser Plätzchen gefunden, wo wir auch mal zu fünft, zu sechst, hängen konnten.“ (Antoine)*

Die Hardstrasse ist nicht ein öffentlicher Raum wo sich Szenen einem breiteren Publikum darstellen wollen und könnten. Mit den wenigen Möglichkeiten zum Verweilen, bietet der öffentliche Raum der Hardstrasse kaum Bühnen für Inszenierungen der verschiedenen Gruppen oder Szenen. Die Treppen beim Kino Cinemax und die Sitzbank bei der Bushaltestelle werden weniger als Bühnen, denn als ZuschauerInnenraum benutzt, um die Szenerie vor dem „4. Akt“ oder auf der Hardstrasse zu beobachten.

In Sommernächten ist der Aussenraum des „4. Akt“ markantester Ort im Untersuchungsgebiet an der Hardstrasse. Die Bar ist spezialisiert auf grosse und preisgünstige Drinks und entsprechend beliebt bei den jungen Erwachsenen.

*„Ja, eigentlich sind es alles Leute, die sicher gerne trinken. Die einen halt ein bisschen mehr, wie sie sollten. Es hat viele, die kommen, unter der Woche in der letzten Zeit ein paar Militärs. FCZ- Fans gehen vor dem Match dorthin. Und ab und zu gehe ich halt auch. Also das Publikum ist schwer zu beschreiben, es sind auch, Elektro-House- Freaks, welche viel dort sind. Was jetzt nicht gerade mein Publikum ist.“ (Antoine)*

Der „4. Akt“ scheint ein niederschwelliges Angebot zu sein, sich mit dem Zürcher Ausgangsleben bekannt zu machen. SchülerInnen, KV-StiftInnen treffen sich da nach der Schule, Kontakte innerhalb der eigenen Gruppen und Szenen können vertieft werden. Der „4. Akt“ ist für viele der jungen Gäste Ort des Ausgangs per se. Für die nicht mehr so ganz Jungen ist er an Wochenenden eher Ausgangspunkt für den weiteren Ausgang, Ort des Treffens und Aufwärmens ehe es weitergeht.

An schönen Sommerabenden breiten sich die Gäste des „4. Akt“ vor dem Lokal auf dem breiten Trottoir aus. Es wird viel konsumiert, Gläser, Becher und Flaschen werden mangels anderer Gelegenheit am Boden deponiert, was unweigerlich zu Scherben führt. Abfall und Scherbenmeer am Boden scheinen die Gäste nicht zu stören, im Gegenteil, dies scheint Teil des Images dieses Ortes zu sein. In Gesprächen mit Gästen war diesbezüglich immer wieder zu hören: *„Der Vierte ist wie er ist.“* oder *„Das ist halt der Vierte.“* Es wird laut geredet und gelacht, posiert, geflirtet und beobachtet. Das Trottoir wird von der Gästeschar über all diese verschiedenen Handlungsweisen angeeignet. Die Gäste der Szenerie vor dem „4. Akt“ werden für alle PassantInnen sichtbar, hörbar und zum Teil auch riechbar. Die Inszenierung vor Ort, das Spiel von Sehen und Gesehenwerden gilt jedoch vor allem der eigenen Szene. Auch der Aussenraum des „4. Akt“ kann nicht in dem Sinne als Bühne definiert werden, so dass sich die Gäste dem Publikum der Hardstrasse sichtbar machen und mit ihm in Interaktion treten wollen. Obwohl die Gäste des „4. Akt“ das Trottoir, diesen öffentlichen Raum in Beschlag nehmen, erscheint die Gästeschar eher als eine geschlossene Einheit.

Nachts wird jedoch die Strasse zur Bühne oder besser zum Laufsteg, wenn sich die jungen Männern mit ihren Autos, den aufheulenden Motoren, den wummernden Bässen ihrer Musikanlagen und allenfalls den aus den Fenstern johlenden MitfahrerInnen zur Schau stellen.

Die beiden geschützten, gedeckten Räume im Untersuchungsgebiet, der Raum unter der Hardbrücke und die Halle Puls 5 werden ebenfalls nicht als Orte zum Verweilen, Chillen oder Hängen genutzt. Beide Räume finden wenig Beachtung bei den NutzerInnen im Untersuchungsraum. Wie erwähnt, existiert die Halle Puls 5 in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen kaum. Die Möglichkeit, diesen konkreten Raum als öffentlichen Raum bei schlechtem Wetter nutzen zu können, wird nicht in Betracht gezogen. Der gedeckte Raum unter der Hardbrücke wird von Parkplätzen und damit von Autos beherrscht. FussgängerInnen, PassantInnen haben da wenig verloren. So wird dieser Raum nur selten als gedeckte Regenwetter-Passage zwischen Escher Wyss-Platz und Bahnhof Hardbrücke genutzt.

*„Es hat es letzte Woche oder vorletzte Woche zwei dreimal geregnet, es läuft also niemand unter der Hardbrücke durch.“ (Andri)*

Die Passage unter der Hardbrücke wirkt eher trennend. Sie trennt die beiden Seiten und damit die beiden Trottoirs der Hardstrasse voneinander und unterbindet eine Korrespondenz zwischen den beiden Seiten.

### **c) Arbeitswelt und Freizeit**

Wie der Untersuchungsraum, die Atmosphäre dieses Raums für welche Personen wirkt, hängt stark mit der Nutzungsart und der Nutzungszeit zusammen. Auf der Hardstrasse überlagern sich verschiedene Nutzungswelten wie zum Beispiel die Arbeitswelt und die Freizeit. Überschneidungen dieser Welten und Funktionen können zu Konflikten oder unangenehmen Situationen führen. Für die Pendlerin Barbara ist die Ausgehmeile Hardstrasse Arbeitsweg. Sie muss diesen Weg gehen. Die Hardstrasse als Weg hat für sie funktionalen Charakter. Sie stört sich dabei an Hindernissen wie Rotlichtern, die ihre Zeit rauben oder an den Zeichen einer Nacht- und Freizeitökonomie.

„Das einzige was ich wirklich 'gruusig' finde ist am Morgen vor dem vierten Akt. Es ist halt 'gruusig' dort. Das ganze Bier und die Leute, die draussen gewesen sind, es stinkt halt. Es stinkt ja auch von den Autos.“ (Barbara)

„Ja und dann halt an einem Montag zum Beispiel, da sieht man die ganzen Strapazen von einem Wochenende immer sehr gut, und ab und zu auch vor unserer Haustüre.“ (Andri)

Auch Andri, der an der Hardstrasse wohnt, stösst manchmal an seine Grenzen, wenn sich die Welten von Freizeit, Arbeit und Wohnen zu stark überlagern. Die Pendlerin und der Bewohner der Hardstrasse grenzen sich gegenüber dem „4. Akt“ mit seinen grossen Drinks und lautem Publikum stark ab.

„Ich bin noch nie da gewesen aber man bekommt da offenbar sehr grosszügige Drinks und es tönt dann auch wirklich sehr danach. Und im Hinterhof, dort wo der zweite Balkon unserer Wohnung liegt, da bekommt man auch Eindrücke vom Geschehen. Ich glaube der Hinterhof ist eines der grössten WC's von Zürich.“ (Andri)

### **Das Industriegebiet – Wahrnehmungen von „Urbanität“ und „Quartier“**

Von allen Interviewten wird der Untersuchungsraum, sei es die Hardstrasse oder der Turbinenplatz, als eine Gegend bezeichnet, die sich vom Rest der Stadt Zürich respektive des Stadtzentrums unterscheidet.

„Es trennt sich irgendwie noch, von der klassischen Stadt, da. Oder von der, Bahnhofstrasse-Gegend. Aber das ist auch gut so.“ (Antoine)

„Er ist mir ein wenig zu sehr saubere Grossstadt. Ja es ist einfach clean und angestrenzte Architektur. Und er hat keinen Charakter. Es ist irgendwie nicht mehr so diese Stadt. Es ist vielleicht das, was manche Leute gerne als diese Stadt anschauen. Man könnte diesen Platz wirklich einfach überall hinstellen, es geht nicht um das, was rund herum ist, finde ich, es fehlt einfach ein wenig der Charakter von der Stadt.“ (Andri)

Mit dem ‚Charakter der Stadt‘ oder der ‚klassischen Stadt‘ sprechen die Befragten so genannt klassische Merkmale von Stadt an, die in Zürich West kaum zu finden, die aber in ihren Vorstellungen von Stadt vorhanden sind. Markus Schroer benennt diese Merkmale als Bilder, die einem alten Konzept von Stadt, mit ihren belebten öffentlichen Räumen, entsprechen: „Wer von urbanem Leben spricht, der denkt an Vielfalt, Mischung und Dichte, an belebte Boulevards und Flaneure, offene Plätze und Strassencafés als Stätten der Begegnungen mit dem Fremden, an einen Ort, der pulsiert und indem ein lebhaftes Treiben stattfindet.“ (Schroer, 2006:230) Vor allem die Tourismusbranche mache sich diese Bilder zu eigen. Zürich West wird auch in den Broschüren der Immobilienfirmen als trendiges und städtisches Quartier angepriesen.<sup>108</sup>

In der Wahrnehmung der Interviewten wird die Gegend jedoch weder mit den so genannt klassischen Vorstellungen von Stadt in Verbindung gebracht, noch wird sie als Quartier entdeckt.

Dichte, Heterogenität und Grösse gelten in der Stadtforschung u. a. nach wie vor als die klassischen Merkmale von Urbanität.<sup>109</sup> Dichte ist ein Begriff, der zu unterschiedlichen Zeiten sehr unterschiedliche Bewertungen erfahren hat<sup>110</sup> und unterschiedliche Aspekte beinhalten kann wie räumliche oder soziale resp. Interaktionsdichte.

Die Dichte als urbaner Aspekt wird von den Interviewten differenziert betrachtet. An der Hardstrasse wird sie wahrgenommen als Dichte von Transit und Verkehr, von PassantInnen und BesucherInnen. Die fehlende Dichte

---

<sup>108</sup> Vgl. u.a. [www.puls5.ch](http://www.puls5.ch), [www.limmatwest.ch](http://www.limmatwest.ch).

<sup>109</sup> Vgl. Louis Wirth 1938/1974. In der neueren Diskussion um Formen von urbanen Entwicklungen werden die Merkmale von Dichte, Grösse und Heterogenität kritisch hinterfragt. Vom ETH Studio Basel werden zum Beispiel die Kriterien: Netzwerke, Grenzen, Differenzen zur Bestimmung des Städtischen vorgeschlagen (Diener et al 2005).

<sup>110</sup> Vgl. Spiegel, Erika in Häussermann 1998:39ff oder Häussermann in Lampunani 2007.

an BewohnerInnen wird jedoch, vor allem von den BenutzerInnen des Turbinenplatzes bemängelt. Denn diese würden eine regelmässige Nutzung des Turbinenplatzes gewährleisten, wird vermutet.

*„Da ist viel Business, dort vielleicht auch. Und hier sind die Touristen, ich glaube, was fehlt sind die, die eigentlich den ganzen Tag da wohnen, die Anwohner. Es ist wirklich ein Quartier, indem gearbeitet wird, und nach der Arbeit geht man nach Hause, normalerweise.“ (Daniele)*

Betont hingegen wird die Dichte an Kultur- und Konsumangeboten vor allem für den Ausgang verschiedenster Art und für die verschiedenen Szenen: Bars, Clubs, Restaurants, Spielsalon, Kino-Center, Theater, Music-Hall, Fast-Food-Buden.

*„Ja, es ist schon das boomende Quartier in Zürich und es ist auch immer schön, etwas Neues zu sehen (...), und es gibt mehr und mehr Clubs, das Schwergewicht in Zürich, hat sich schon hier rüber platziert. Und es ist halt mehr Ausgang, als sonst irgendetwas anderes, da.“ (Antoine)*

Die fehlende Dichte von Einkaufsläden aller Art wird dagegen sowohl von den NutzerInnen des Turbinenplatzes als auch derjenigen der Hardstrasse bemängelt.

*„Ja, und es hat ja auch sonst auch, rundherum nichts, also, ja schon, klar, dort hinten gibt dort hinten schon Sachen, wo man in den Ausgang kann und so. Aber ich denke, es gibt nicht in diesem Sinn auch Sachen, die man anschauen würde, oder auch Läden, logisch, hat es im Zentrum viel mehr Leute und dort hat es auch alle Läden und so, das hat es hier nicht. (...) Ich denke, es liegt auch ein bisschen daran, dass man hier nichts hat an Dienstleistungen, ja, wo man, vielleicht so oder so, vorbeikommen müsste.“ (Estelle)*

*„Es gibt ja schon nur gerade die Migros beim Puls 5 der relativ Nahe ist oder diejenige am Limmatplatz und ein Laden hat es noch in Wipkingen aber das ist alles etwa gleich weit entfernt. Etwas das gerade so um die Ecke wäre, das wäre eigentlich nicht schlecht, um einkaufen zu gehen“ (Regi)*

Dieses Erleben von einseitigen oder verinselten Dichten und Heterogenitäten im Quartier bestimmen wohl den fehlenden urbanen Charakter mit. Christian Schmid analysiert diese spezifische Situation insofern, als die hohe Dichte und Heterogenität unterschiedlicher Nutzungen alltagsweltlich nur wenig miteinander verknüpft sind.

*„Das Gebiet besteht aus einzelnen Inseln, deren Zusammengehörigkeit weniger von direkten Interaktionsprozessen als vielmehr von der urbanen Atmosphäre und dem metropolitanen Image bestimmt sind.“ (Schmid, 2007:37)* Anders ausgedrückt: Zürich West scheint nach wie vor ein Entwicklungsgebiet zu sein, ein Dazwischen. Ein Übergangs- und Zwischenraum, wo zum einen der Aufenthalt immer zielgerichtet und transitorisch ist, Bewegungsfreiheit somit eingeschränkt wird. Zum andern werden Zwischenräumen u. a. bezüglich möglicher sozialer Interaktion bestimmte Merkmale zugesprochen. *„Gerade die Flüchtigkeit solcher Kommunikation wird von vielen geschätzt: der phatische Charakter der Schwellengespräche, die scheinbar unbedeutende Rede um der Rede willen mit Bezug auf den unmittelbaren situativen Kontext (über das Wetter, die Zugverspätung... auf der Treppe, in der Strassenbahn, an der Haltestelle, im Wartezimmer oder auf einer Tagung ... - wann immer sich Menschen begegnen).“<sup>111</sup>* Auch alltagsweltliche Verknüpfungen und Interaktionsprozesse sind hier im Entwicklungsstadium, was deren Bedeutung jedoch nicht schmälert.

Das Untersuchungsgebiet wird von den Interviewten nicht nur nicht als städtisches oder urbanes Gebiet, sondern es wird auch nicht als ein Quartier wahrgenommen.

*„Ja gut, es gibt natürlich wenn man da nach hinten läuft, die Josefswiese und die ganze Josefstrasse und nachher dann die Langstrasse, das ist halt einfach ein schönes Quartier. Das ist wirklich ein schönes ruhiges gemütliches Quartier, und mit ein paar schönen Kaffees und so.“ (Andri)*

*„Ja es ist halt einfach ein Industriequartier, und eben so der Quartiercharakter fehlt schon ein wenig finde ich. Aber ich kann nicht sagen wie man dies jetzt nennt, wie man dem sagen würde. Vielleicht wenn es irgendwie kleine Läden hat oder so, ich denke das wäre schon etwas, und eben weniger Verkehr, ich glaube das macht*

---

<sup>111</sup> Vgl. Rolshovon 2000: 115.

auch schon viel aus. Ja und vielleicht auch dass du mehr Leute kennst. Also wir kennen jetzt da schon viele Leute im Haus, von nebenan jedoch kennen wir wirklich niemanden, ich denke dies ist sicher auch noch ein Unterschied.“ (Regi)

„Ich wohne im Kreis 5, nicht weit von hier, beim Röntgenplatz, hier in der Nähe. Dort kriegt man eher das Quartiergefühl. Dort ist der Röntgenplatz. Wenn man unter der Woche mal geht, 'höckled' immer jemand dort auf dem Platz. Ja, es ist, eher ein bisschen ruhiger, aber dafür, lebt es ein bisschen mehr. Auch wenn es ruhiger ist. Ist scheinbar ein Widerspruch, aber. Es ist einfach, ja ein bisschen gemütlicher, finde ich. Und nicht so hektisch, weil, da [Zürich West] ist halt so hektisch. Dann, macht man dort [Röntgenplatz] ein bisschen Mittag, ja.“ (Daniele)

Quartier, so wird zu beschreiben versucht, sei gemütlich, ruhig, räumlich klein strukturiert, nicht anonym und nicht hektisch. Als Vergleich für ein solches stimmiges Quartier wird der alte Teil des Kreis 5, das Gewerbeschulhausquartier beigezogen. Das Quartier wird somit eher als Rückzugsort beschreiben. Die Hardstrasse hingegen bietet kaum Rückzugsorte und offensichtlich werden auch der Turbinenplatz und die Halle Puls 5 nicht als solche wahrgenommen.

### **Zwischen (Industrie)moloch – (Industrie)charme**

Zugeschrieben wird dem Untersuchungsgebiet ein Industriecharakter. Dieser Industriecharakter löst bei den einzelnen Interviewten unterschiedliche Bilder aus. Für Barbara, die Pendlerin wirkt die Hardstrasse eher wie ein Industriemoloch.

„Also ich glaube ich finde es grundsätzlich den schrecklichsten, den 'gruusigsten' Ort in ganz Zürich. Als ich hierher gezogen bin haben wir mit jemandem der hier wohnt eine kleine Tour gemacht und der hat uns diesen Ort gezeigt und ich habe gedacht, was ist das hier, das ist Horror. Der ganze Beton, oben der Verkehr unten hat es auch viel Verkehr es hat überall Ampeln. Es hat 'gruusige' Bars, Bars in welche ich nicht gehe. Ich finde es grundsätzlich schrecklich. Auch wegen der Brücke, ich finde diese recht hässlich. Es ist lärmig, es ist stinkig, es hat viele Lastwagen.“ (Barbara)

Andri ist vor kurzem vom Land in die Stadt gezogen, an die Hardstrasse. Er und seine Wohnkollegin Regi fühlen sich im Gegensatz zu Barbara eher vom Industriecharme dieser Gegend angezogen

„Aber sonst würde ich eigentlich sagen, auch das, was nicht so schön ist macht es eben auch noch aus.“ (Andri)  
„Ja ich finde es auch. Irgendwie hat es etwas, ich könnte jetzt zwar gar nicht genau sagen was.“ (Regi)  
„Ja, doch: Wenn man da von unten hinauf kommt und die Fassaden sieht und nebenan die Hardbrücke, ich finde, ich weiss auch nicht, es hat noch was. Es ist ein schönes Haus so von innen und auch von aussen, mit einem Balkon, das sieht noch hübsch aus, und nebenan diese Hardbrücke, die wirklich nichts Schönes ist, die ich dann, wenn ich dies jetzt als Gestaltung anschauen würde, eigentlich noch etwas 'lässiges' finde. Da die nutzdienliche gruusige Scheissbrücke und da ein schönes Altbauhaus, und da diese Scheibe [Cinemax] die wirklich auch keine gestalterische Meisterleistung ist - finde ich eigentlich auch noch geil.“ (Andri)  
„Oder zum Beispiel der Bluewin-Turm, der sieht je nach Wetter wirklich recht schön aus weil er auch blau beleuchtet ist.“ (Regi)

### **Soziale Kontakte – das dichte Nebeneinander**

Ein breites Kultur- und Konsumangebot lockt ein vielfältiges Publikum in dieses Gebiet zwischen Bahnhof Hardbrücke und Escher Wyss-Platz und damit an die Hardstrasse. Auf engem Raum bewegen sich zu unterschiedlichen Tages- und Nachtzeiten alle möglichen Altersgruppen, Milieus und Schichten. An der Hardstrasse lassen sich die einzelnen Szenen räumlich entlang den Konsumangeboten verorten. Auf dem kurzen Abschnitt vom Escher Wyss-Platz bis zum Steinfelsplatz zieht jede einzelne Bar, Restaurant oder Club ein anderes Publikum an. Es ist ein dichtes und vielfältiges Nebeneinander, doch Interaktionen oder Kommunikation

zwischen den verschiedenen Gruppen und Szenen sind kaum zu beobachten. Interagiert wird vor allem innerhalb der eigenen Gruppe, die einzelnen Szenen mischen sich kaum. Das dichte Nebeneinander scheint in der Regel gut zu funktionieren. Konflikte werden von den InterviewpartnerInnen kaum angesprochen. Entstehen Kontakte zwischen den Szenen, sind sie eher pragmatischer Art, wenn zum Beispiel eine Auskunft erfragt wird.

*„Also mehr einer, der fragt, woher habt ihr das, wie teuer ist es gewesen.“ (Antoine)*

Von Aussen unterscheiden sich die Zugehörigkeiten zu den einzelnen Szenen oft nur sehr minimal. Für die einzelnen Mitglieder der verschiedenen Szenen sind jedoch die Grenzen von der eigenen zur anderen Szene sehr klar. Nur selten werden szenenfremde Lokale aufgesucht.

*„I. Q. bin ich gerade gestern gewesen, zum ersten Mal. Aus Platzmangel an anderen Orten, sind wir dorthin.“ (Antoine)*

Die Vielfalt der Angebote, auch wenn sie nicht benutzt werden, die Heterogenität und soziale Dichte scheinen den Reiz der Hardstrasse auszumachen.

*„Es braucht vielleicht von allem ein bisschen etwas. Ich glaube das macht sowieso einfach den Reiz immer aus, wenn es wirklich so von allem etwas hat, dann kann man sich auch etwas auslesen.“ (Andri)*

Insofern ist die Hardstrasse mit ihren heterogenen Angeboten und verschiedenen Milieus eine Art Möglichkeitsraum. Es besteht zumindest die Möglichkeit, sich in anderen Szenen zu bewegen, in Kontakt mit unterschiedlichen Menschen zu treten, Unbekanntes zu beobachten und somit das Spiel von Nähe und Distanz mitzuspielen.<sup>112</sup>

Tagsüber, wenn die Hardstrasse als Arbeitsweg benutzt wird, scheint vor allem der Zeitfaktor bestimmend zu sein, dass kaum Kontakte entstehen können.

*„Man läuft halt wirklich nur aneinander vorbei, weil am Morgen muss man arbeiten gehen und hat meistens nicht genug Zeit und am Abend will man einfach mal heim. Also, ja ich weiss nicht, ich könnte mir jetzt nicht vorstellen, das man plötzlich stehen bleibt.“ (Andri)*

*„So hier unterwegs habe ich eigentlich niemanden, den ich wieder kennen würde. Nein, gar nicht, nein. Ich achte mich schon auf Leute, die ich mehrmals sehe, aber hier erkenne ich niemanden.“ (Barbara)*

Beim kurzen Mittagessen auf dem Turbinenplatz scheint eher der Wunsch nach Ruhe im Vordergrund zu stehen, als die Möglichkeit, Leute kennen zu lernen.

*„Du suchst nicht irgendwie den Kontakt. Weil, du hast ja den ganzen Tag genug um die Ohren und so, dann willst du vielleicht das halbe Stündchen, oder dreiviertel Stündchen, einfach ein bisschen geniessen und so.“ (Daniele)*

*„Nein, man kennt sich nicht. Wenn ich mich jetzt so umschaue, dann könnt ich nicht sagen, die kommen mir jetzt voll bekannt vor. Ich kenne eigentlich niemanden, in diesem Sinn.“ (Estelle)*

Neben der knappen Zeit scheint für Barbara auch die Gestaltung der Hardstrasse wenig Begegnungsraum für Kontakte zuzulassen.

*„Ja ich habe schon das Gefühl, also die Brücke hat einen sehr grossen Einfluss, finde ich. Es ist halt so zu von oben. Es ist nicht so, dass man sich quer darüber bewegen könnte, dass Leute sich angenehm begegnen können. Man muss entweder dringest über den Fussgängerstreifen weil entweder lassen einem die Autos durch oder es ist dann schon wieder Rot. Man läuft einfach so hin und her. Es hat sehr wenig Begegnungsraum, nicht wie auf einem grossen Platz. (Barbara)*

Einzig Andri, der erst vor kurzem vom Land an die Hardstrasse gezogen ist, achtet sich auf Interaktionen.

---

<sup>112</sup> Vgl. Fallstudie Basel. Ähnliche Möglichkeiten sind auch dort zu beobachten.

*„Ja ich bin jetzt noch nicht so wahnsinnig lang da, habe aber wirklich schon so nach zwei Wochen bemerkt, wenn ich am Morgen früh zur Arbeit, also zur Hardbrücke gehe und auch am Abend dann wieder zurück, dass man einfach zwei drei Gesichter jeden Tag sieht. Es ist auch noch lustig, man merkt auch, dass einem die Gesichter dann auch irgendwie kennen, und das finde ich auch noch etwas interessantes.“ (Andri)*

Andri beschreibt das Erkennen und Erkanntwerden, der kurze Blick, das erahnte Zunicken von anderen Passierenden. Es sind kleinste Interaktionen, die für Andri, der sich neu an diesem Ort bewegt, das Gefühl von Zugehörigkeit auslösen können.<sup>113</sup>

#### **4.5.4 Bezug zur fallspezifischen Fragestellung**

Eine Diversität unterschiedlicher Szenen und Personen, Kultur- und Konsumangeboten und baulich-gestalterischen Raumeinheiten ist charakteristisch für den Untersuchungsraum in Zürich West. Der Fokus der Untersuchung wird dabei auf die Frage gerichtet, welchen Einfluss diese Diversität auf den Untersuchungsraum hat. Anhand der Beobachtungen und Interviews mit ausgewählten Raumnutzenden kristallisierte sich heraus, dass die baulich-gestalterischen Raumeinheiten Hardstrasse, Turbinenplatz und Halle Puls 5 nicht als Komplementärräume, sondern als einzelne, unabhängig voneinander existierende Räume in diesem Gebiet wahrgenommen werden. Die kulturelle und soziale Vielseitigkeit wird nicht ausgelotet, sondern die einzelnen NutzerInnen und Szenen grenzen sich eher distinktiv gegenüber dem Anderen ab. Somit kann von einem relativ dichten Nebeneinander gesprochen werden, das sich örtlich überlagert und in unterschiedlichen Teilöffentlichkeiten abspielt. Der Raum scheint so im Grossen und Ganzen gut zu funktionieren. Gerade in dieser Abgrenzung scheint jedoch die Dichte an Möglichkeit ihren Reiz zu gewinnen. Jedoch zeigen Dichte und Heterogenität sich in diesem Entwicklungsgebiet noch einseitig, verinselt und bestimmen den von den InterviewpartnerInnen festgehaltenen fehlenden urbanen Charakter mit. Geprägt ist das Gebiet derzeit von einem zielgerichteten und transitorischen Aufenthalt. Die beiden gedeckten Räume im Untersuchungsgebiet, der von der Hardbrücke bedeckte Teil der Hardstrasse und die Halle Puls 5 sind in der Wahrnehmung und Aneignung der InterviewpartnerInnen weder als nutzbare Orte noch als Orte zum Verweilen präsent.

---

<sup>113</sup> Vgl. Joke van der Zwaard 2006. Sie verwendet hierfür das Konzept des „feeling at home“, ein Bündel von unterschiedlichen Intensitäten von sozialen Kontakten ermöglicht Integration.

## Zitierte Literatur

(inkl. Zwischenbericht St. Gallen)

- Atteslander, Peter (2006/1995<sup>8</sup>). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin & New York: de Gruyter, S. 87-131.
- Augé, Marc (1994). *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bahrdt, Hans Paul (1974/2). *Umwelterfahrung. Soziologische Betrachtungen über den Beitrag des Subjekts zur Konstitution von Umwelt*. München: Nymphenburger Verlag.
- Bahrdt, Hans Paul (1998/1974/1). *Die moderne Grossstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Opladen: Leske + Budrich.
- Banks, Marcus (2001/2003). *Visual methods in social research*. London/New Delhi: Sage Publications.
- Baudrillard, Jean (1982). *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes & Seitz.
- Baumann, Zygmunt (2003). *Flüchtige Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bellina, Bernd (2006). *Raum Überwachung Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Beyerle, Mo/Brinckmann, Christine Noll (Hg.) (1991). *Der amerikanische Dokumentarfilm der 60er Jahre. Direct Cinema und Radical Cinema*. Frankfurt/New York: Campus Forschung, Bd. 659. Schriftenreihe des Zentrums für Nordamerika-Forschung. Bd. 15.
- Biemann, Ursula (2002). *Stuff it. The Video Essay in the Digital Age* (Hg.). Wien/New York: Springer.
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991). *Physischer, sozialer und angeeigneter Raum*. In: Wentz, Martin. (Hg.). *Stadt-Räume*. Frankfurt a. M.: Campus, S.25-33.
- Brendgens, Guido (2005). *Vom Verlust des Öffentlichen Raums. Simulierte Öffentlichkeit in Zeiten des Neoliberalismus*. In: *Utopie kreativ* S. Heft 182. S. 1088-1097.
- Bude, Heinz (1984). *Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen*. In: Kohli, Martin, Günther Robert (Hg.). *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart: Metzler.
- Burgess, Judith, Carolyn M. Harrison, Melanie Limb (1988). *People, Parks and the Urban Green: A Study of Popular Meanings and Values for Open Spaces in the City*. In: *Urban Studies* (1988), 25, S. 455-473.
- Caviezel, Flavia (2008). *“famous and dandy”. Körper und Marke – Körper als Marke*. In: Feurer/Huber/Michel/Caviezel/Menzi/Ritter (Hg.). *BrandBody&Soul. GEPFLEGT:KRASS*. Berlin: Die Gestalten Verlag.
- Caviezel, Flavia (2004). *Mehr als tausend Worte? Über den Einsatz audio-visueller Medien in der Forschung*. In: 31 – Das Magazin des Instituts für Theorie. Zürich: ith, No. 5, 2004, S. 73-80.
- CCTP (2008). *Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur. Forschungsschwerpunkte und Projekte*. In: <http://www.hslu.ch/cctp> (Zugriff 01. 06. 2008).
- Certeau, Michel de (1988). *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.
- Eisner, Manuel (2000). *Lebensqualität und Sicherheit im Wohnquartier*. Chur/Zürich: Rüegger.
- Elias Norbert (1994). *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Entwicklungskonzept Zürich West. Leitlinien für die planerische Umsetzung. Stadt Zürich. Stand September 2005

Erving Goffmann (1988). *Wir alle spielen Theater*. München: Pieper

Flick Uwe (2004). *Triangulation. Eine Einführung*. VF Verlag

Flick, Uwe (2005/1996<sup>2</sup>). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe (2005/1995). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Foucault, Michel (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Foucault, Michel (1996/1972). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Foucault, Michel (1997/1969). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Fraser, Nancy (1999). *Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of actually Existing Democracy*. In: Calhoun, Craig (Hg.). *Habermas and the Public Sphere*. Cambridge: MIT Press, S. 109-142.

Frers, Lars (2007). *Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals*. Bielefeld: transcript.

Geertz, Clifford (1987). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Glasauer, Herbert (2005). *Stadt und Unsicherheit. Entschlüsselungsversuche eines vertrauten Themas in stets neuen Facetten*. In: Glasze, Georg, Robert, Pütz, Manfred Rolfes (Hg.). *Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*. Bielefeld: transcript, S. 203-222.

Glasauer, Herbert (2008). *Öffentliche Sicherheit, Jugendgewalt und politische Reaktionen*. Interview in der Kassel-Zeitung. Als Podcast gefunden auf: <http://kassel-zeitung.de/cms1/index.php?/archives/6799-Oeffentliche-Sicherheit,-Jugendgewalt-und-politische-Reaktionen.html> (Zugriff 11.5.2008).

Glasauer, Herbert (ohne Datumsangabe). *Unsicherheit empfinden im öffentlichen Raum. Über die Notwendigkeit der Entwicklung urbaner Kompetenz anstelle der Delegation von Sicherheitsbedürfnissen*. Unveröffentlichtes Manuskript zum AEP-Forschungsschwerpunkt - Offene Stadt.

Glaser, Barney, Strauss, Anselm (1998). *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.

Glasze, Georg, Pütz, Robert, Rolfes, Manfred (2005). *Städtische (Un-)sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeografie*. Bielefeld: transcript Verlag.

Goffmann, Erving (1988). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich: Pieper.

Häussermann, Hartmut (2007). *Phänomenologie und Struktur städtischer Dichte*. In: Lampugnani, Magnagno et al (Hg.) *Städtische Dichte*. Zürich: Verlag NZZ. S. 19-30.

Hellmann, Kai-Uwe; Zurstiege, Guido (Hg.) (2008). *Räume des Konsums. Über den Funktionswandel von Räumlichkeit im Zeitalter des Konsumismus*. Wiesbaden: VS

Hengartner, Thomas (1994). *Der Bahnhof als Fokus städtischen Lebens? Überlegungen zu einem urbanen Phänomen par excellence*. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 90 (1994), S. 187-206.

Hitzler, Roland, Thomas Bucher, Arne Niederbacher (2001). *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske + Budrich.

Hochparterre. *Beilage: Mehr Wohnungen für Zürich West*. Nr.3/2004.

- Huber, Jörg (2005). *Die Bewegung im öffentlichen Raum, resp. der öffentliche Raum als Ort der Bewegung*. Vortrag im Rahmen der Seminarveranstaltung „Platz da!“ am Institut für Landschaftsarchitektur der ETH Zürich.
- Ipsen, Detlev (2003). *Stadt zwischen Innen und Aussen. Randbemerkungen*. In: Rolshoven, Johanna (Hg.). *Hexen, Wiedergänger, Sans Papiers. Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes*. Marburg: Jonas Verlag, S. 37-49.
- Kaltenbrunner, Robert (2006). *Im Ungefähren? Der öffentliche Raum und seine veränderten Parameter*. In: Selle, Klaus, Berding, Ulrich (Hg.). *Werkstatt „hybride Räume“*. Aachen: Lehrstuhl für Planungssoziologie und Stadtentwicklung RWTH Aachen, S. 47-55.
- Kaschuba, Wolfgang (2000). *Perspektiven ethnologischer Stadtforschung*. Auf: Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung e. V. [http://www.gsu.uni-saarland.de/pdf/POS\\_Kaschuba.pdf](http://www.gsu.uni-saarland.de/pdf/POS_Kaschuba.pdf) (Zugriff 12.04.2008).
- Kaufmann, Stefan (2005). *Soziologie der Landschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kottmann, Sina Lucia (2005). *Karl Schlögel liest die Zeit im Raum: Flanieren auf alten Wegen in Richtung neuer Horizonte*. Rezension: Karl Schlögel (2003). *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik* [51 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung* [On-line Journal], 6(2), Art. 12. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-12-d.htm> (Zugriff: März 2008).
- Krebs, Thomas (2001). *Platzverweis – Städte im Kampf gegen Aussenseiter*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Läpple, Dieter (1991). *Essay über den Raum*. In: Häussermann, Hartmut, Detlef Ipsen, Thomas Krämer-Badoni, Dieter Läpple, Marianne Rodenstein, Walter Siebel (Hg.). *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Band 1. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag.
- Lefebvre, Henri (1991/1974). *The production of Space*. Oxford: Blackwell.
- Legnaro, Aldo, Almut Bierenheide (2005). *Stätten der späten Moderne. Reiseführer durch Bahnhöfe, shopping malls und Disneyland Paris*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina, Silke Steets, Sergej Stoetzer (2007). *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. Opladen: Barbara Budrich.
- Manderscheid, Katharina (2004). *Milieu, Urbanität und Raum. Soziale Prägung und Wirkung städtebaulicher Leitbilder und gebauter Räume*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Minh-ha, Trinh T. (1992). *Framer Framed*. London/New York: Routledge.
- Minh-ha, Trinh T. (1999). *Cinema Intervall*. New York/London: Routledge.
- Muri, Gabriela (2006). *Kulturanalyse mit Integrationsansprüchen. Zur Produktion und Reproduktion sozialer und kultureller Ordnungen in städtischen Alltagsräumen*. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 102. 2006, S. 121-145.
- Muri, Gabriela, Sabine Friedrich (2008). *Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nünning, Ansgar, Vera Nünning (2008). *Einführung in die Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Metzler.
- Paravicini, Ursula et al. (Hg.) (2002). *Neukonzeption öffentlicher Räume*. Forschungsbericht. Bd. 3. Hannover: NFFG.
- Prominski, Martin (2004). *Landschaft entwerfen. Zur Theorie aktueller Landschaftsarchitektur*. Berlin: Reimer.

- Reiners Diana, Gerlinde Malli, Gilles Reckinger (2006). *Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe*. Wien: Löcker.
- Rolshoven, Johanna (2000). *Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘*. In: Kokot, Waltraut, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.). *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung*. Hamburg: Dietrich Reimer Verlag, S. 107-122.
- Rolshoven, Johanna (2003/1). *Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* Jg.99, 2003 (2), S. 189-149.
- Rolshoven, Johanna (Hg.) (2003/2). *Hexen, Wiedergänger, Sans Papiers. Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes*. Marburg: Jonas Verlag.
- Ronneberger, Klaus, Stephan Lanz, Walther Jahn (1999). *Die Stadt als Beute*. Bonn: Dietz.
- Schlögel, Karl (2003). *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München, Wien: Hanser.
- Schmid, Christian (2007). *Die Wiederentdeckung des Städtischen in der Schweiz*. In: Lampugnani, Magnagno et al (Hg.) *Städtische Dichte*. Zürich: Verlag NZZ S. 31-38.
- Schreiber, Verena (2005). *Regionalisierung von Unsicherheit in der kommunalen Kriminalprävention*. In: Glasze, Georg, Robert Pütz, Manfred Rolfes (Hg.). *Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*. Bielefeld: transcript, S. 59-103.
- Schroer, Markus (2006). *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schubert, Herbert (2000). *Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raums*. Opladen: Leske und Budrich. Darin Kapitel Zusammenfassung S. 100-115.
- Schwehr, Peter (2004). *Ein entwurfsbezogenes Orientierungssystem. Analysieren, Speichern und Aufrufen von entwurfsbedingter Information in erlebter und publizierter Architektur*. Stuttgart: Fakultät für Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart.
- Siebel, Walter, Jan Wehrheim (2003). *Öffentlichkeit und Privatheit in der überwachten Stadt*. In: *DISP* 153, S. 4-12.
- Sieverts, Thomas (1997). *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig: Vieweg.
- Sieverts, Thomas et al. (2005). *Zwischenstadt – inzwischen Stadt: entdecken, begreifen, verändern*. Wuppertal: Müller + Busmann.
- Sieverts, Thomas (2006). *Weder Stadt noch Land*. Auf: <http://www.goethe.de/kue/arc/dos/dos/sls/zup/de1488502.htm> (Zugriff 10.09.2008).
- Sieverts, Thomas (2007). *Um uns die Stadt. Doppelt codierte Übergangsräume im öffentlichen Raum*. In: *der architekt*. 6/07. S. 10-13.
- Simmel, Georg (2004/1908). *Die Grossstadt und ihr Geistesleben*. In: *Gesammelte Werke*, Band 3. Frankfurt a. M.: Spiegel, S. 109 -132,
- Spiegel, Erika (1998). *Dichte*. In: Häussermann, Hartmut (Hg.) *Grossstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske & Budrich.
- Steets, Silke (2008). *„Wir sind die Stadt!“ Kulturelle Netzwerke und die Konstitution städtischer Räume in Leipzig*. Frankfurt am Main: Campus.
- Tessin, Wulf (2004). *Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Turner, Victor (1989/1969). *Das Ritual. Struktur und Antistruktur*. Frankfurt a. M.: Campus.
- V2\_Publishing/NAI Publishers (Hg.) (2002). *Transurbanism*. Rotterdam.
- van der Zwaard, Joke (2008). *Living in a ,drain'. The impact of a negative reputation of the neighbourhood on relations between residents.* Referatstext im Rahmen der ISA-Blockwoche der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Luzern (Veröffentlichung geplant):
- Van Gennep, Arnold (1986/1909). *Übergangsrituale*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Vogel, Matthias (2005). *Subjekt Bild. Bilder in der kulturwissenschaftlichen Forschung*. In: Call for Images. 31 – Das Magazin des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst. Zürich: ith, Nr. 6/7. 2005. S. 125-134.
- Wacquant, Loïc (2000). *Elend hinter Gittern*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Ward Thompson, Catharine (2002). *Urban open space in the 21st century*. In: Landscape and Urban Planning 60 (2002), S. 59-72.
- Wenzel, Steffen (1999). *Urban und utilitär. Strassensport und Jugendkulturen*. In: SpoKK (Hg.). Kursbuch der Jugendkultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende. Mannheim: Bollmann, S. 182-189.
- Wildner Kathrin (2003). *La Plaza: Öffentlicher Raum als Verhandlungsraum*. Gefunden am 30. Mai 2008 Auf: [www.eipcp.net/transversal/1203/wildner](http://www.eipcp.net/transversal/1203/wildner).
- Wildner, Kathrin (2003). *Zócalo – Die Mitte der Stadt Mexiko. Ethnographie eines Platzes*. Berlin: Dieter Reimer Verlag.
- Winston, Brian (1993). *The documentary film as scientific inscription*. In: Renov, Michel (Hg.). *Theorizing Documentary*. New York/London: Routledge, S. 37-57.
- Wirth, Louis (1938/74). *Urbanität als Lebensform*. In: Herlyn, Ulfert (Hg.) *Stadt und Sozialstruktur*. München, S. 42-66.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.) (2003). *Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Rauman eignung*. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung.
- Zerbe, Sara (1998). *Un-Orte. Zum Thema „Sicherheit im öffentlichen Raum“ aus der Sicht von engagierten Frauen in St. Gallen*. St. Gallen: Stadtplanung St. Gallen.
- Zukin, Sharon (1998). *Städte und die Ökonomie der Symbole*. In: Kirchberg, Volker, Göschel, Albrecht (Hg.): *Kultur in der Stadt*. Opladen: Leske + Budrich, S.27-40.

## Links

- [http://mct.sbb.ch/mct/immobilien/immobilien\\_mehr-bahnhof/immobilien\\_mehr-bahnhof\\_stgallen.htm](http://mct.sbb.ch/mct/immobilien/immobilien_mehr-bahnhof/immobilien_mehr-bahnhof_stgallen.htm) (Zugriff 28.5.2008).
- <http://www.railcity.ch> (Zugriff 28.5.2008).
- <http://www.kapo.sg.ch/gn/services.Par.0034.DownloadListPar.0018.File.tmp/Kriminalstatistik%202007%20für%20Internet.pdf> (Zugriff 28.5.2008).
- <http://www.map.search.ch> (Zugriff 9.12.2008).
- <http://www.herblingen.ch/geschichte.php?PHPSESSID=8832b5dcb807b2378ed82a2536ca8995> (Zugriff 1.12.2008).
- <http://www.stadtgaertnerei.winterthur.ch>, *Der Stadtgarten, 2. Entstehungsgeschichte*. (pdf-Datei) (Zugriff 17.12.2008).
- <http://www.puls5.ch> (Zugriff 17.12.2008).
- <http://www.limmatwest.ch> (Zugriff 17.12.2008).

<http://www.google.earth.com> (Zugriff 17.12.2008).

### **Zitierte Filme**

Trinh T. Minh-ha: Surname Viet Given Name Nam (1989), Shoot for the Contents (1991).